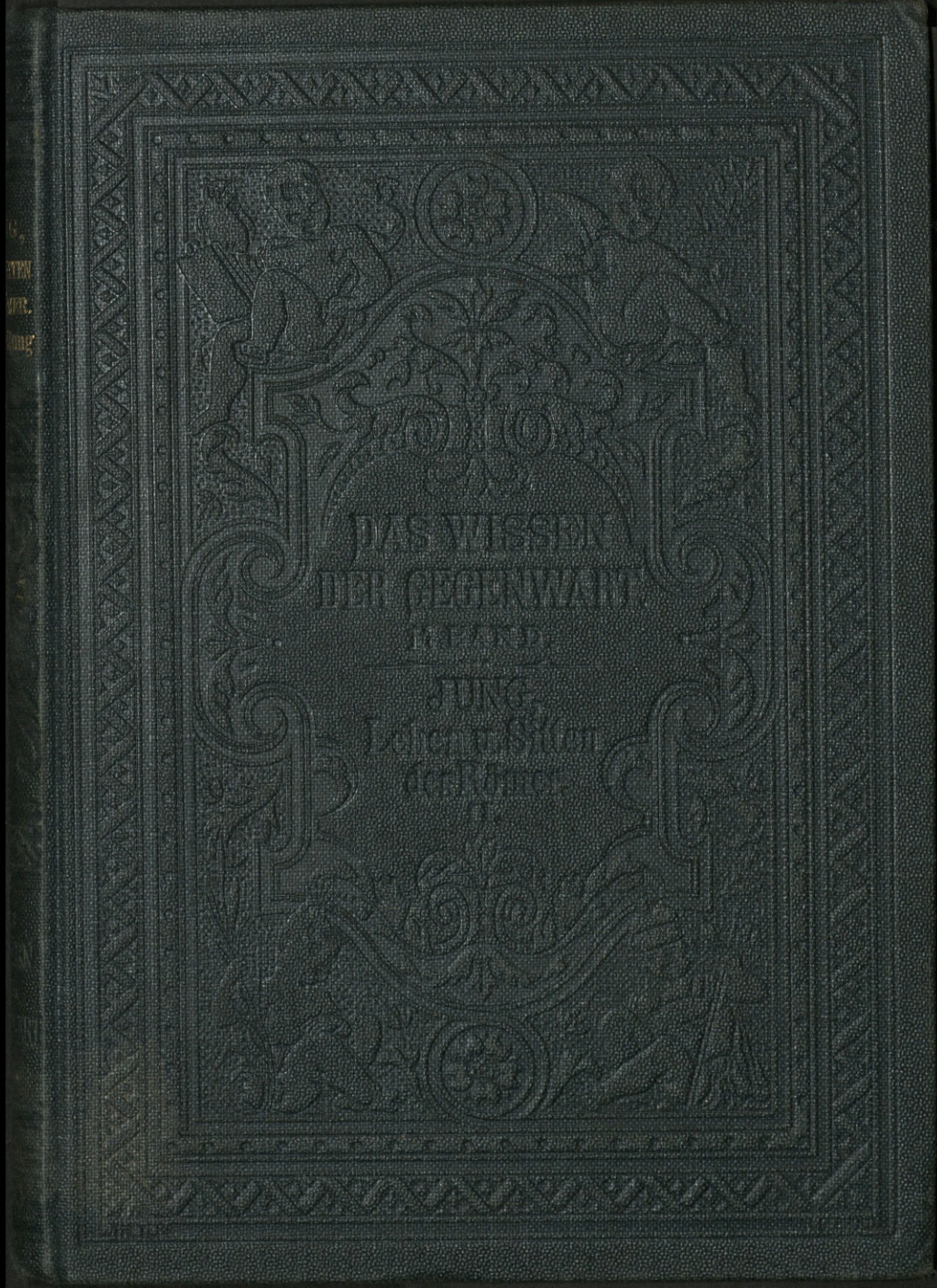


Inches 1 2 3 4 5 6 7 8
Centimetres 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19

Colour Chart #13



Blue	Cyan	Green	Yellow	Red	Magenta	White	3/Color	Black



A 1 2 3 4 5 6 **M** 8 9 10 11 12 13 14 15 **B** 17 18 19

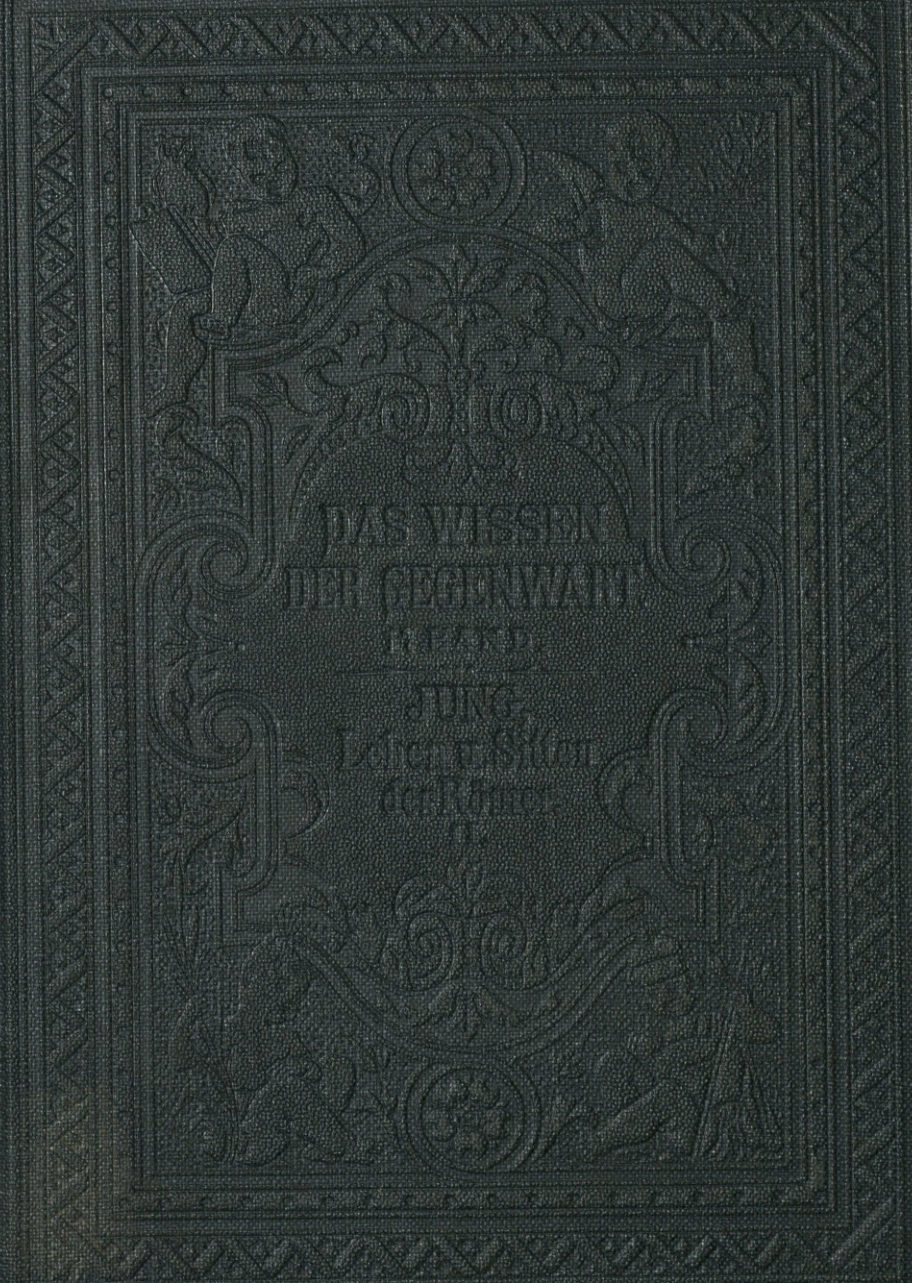
R G B WH GR BL

Grey Scale #13

C M Y K

6.
STERN
1871.
MAY 12

DAS WISSEN
DER GEGENWART
IN DER
JUNG-
LEHRER-SCHULE
GEHALTEN



T. C. 1082, 1

Das Wissen der Gegenwart

Deutsche Universal-Bibliothek für Gebildete.

Einzelbarstellungen aus dem Gesamtgebiete der Wissenschaft, in anziehender
gemeinverständlicher Form, von hervorragenden Fachgelehrten Deutschlands,
Österreich-Ungarns und der Schweiz.

Jeder Band bildet ein für sich abgeschlossenes Ganze. — Die Bände
erscheinen in kurzen Zwischenräumen. — Elegante Ausstattung. — Schönes
Papier u. grosser Druck. — Reich illustriert. — Druck u. Format aller Bände
gleichmässig. — Jeder Band füllt 15 — 20 Bogen. — Solider Leinwand-Einband.

Jeder Band ist einzeln käuflich und kostet gebunden nur 1 Mark

= 60 Fr. = 1 Fr. 35 Cts.

Das von uns eingeleitete Sammelwerk:

„Das Wissen der Gegenwart“

durch dessen planmässige Durchführung die Aufgabe gelöst werden soll, dem
Gebildeten auf jedem einzelnen Gebiete wie auf dem Gesamtgebiete der
Wissenschaft vom Standpunkte der heutigen Forschung aus befriedigende
Aufklärung, Belehrung und Anregung zu bieten, wird hiermit der allge-
meinen Teilnahme empfohlen. Für unsere Sammlung ist vorläufig ein
Umfang von zwei bis dreihundert Bänden in Aussicht genommen, von
denen jeder einzelne ein Ganzes für sich, zugleich aber einen Baustein zu
einem Gesamtgebäude bilden soll. Bei dem Plane des Unternehmens
haben wir jene Zweiteilung, welche als herrschende unverkennbar durch die
moderne Wissenschaft hindurchgeht, zum obersten Einteilungsgrunde gemacht.
Die Naturwissenschaften und die historischen Wissenschaften, die gleichsam
wie glücklich gelegene Inseln immer mehr fruchtbares Land ansetzen und
selbst widerstrebende Disziplinen an sich heranziehen, werden, wie sie im
Leben der modernen Wissenschaft selbst die Herrschaft angetreten haben,
auch in unserem Werke, welches dieses Leben klar abspiegeln will, die beiden
grossen Hauptgruppen der systematischen Einteilung bilden. Die rein ab-
strakten Wissenschaften, welche eine dritte Gruppe bilden könnten, werden
wir keineswegs aus unserem Werke ausschneiden, aber nicht sowohl vom dog-
matischen als vom historischen Standpunkte aus beleuchten. Und dies aus
dem Doppelgrunde, weil in einem Teil dieser Wissenschaften, wie z. B. in
der Mathematik, ein anderes Wissen als ein durchaus vollständiges Fach-
wissen nicht denkbar ist, während in einem andern Teile, wie in der Meta-
physik, positive Wahrheit nur insoweit, als es auf innere Geschichte ankommt,
zu bieten ist.

Wir bemerken nur noch, daß wir die Länder- und Völkerkunde, die als
selbständige Wissenschaft immer bedeutsamer hervortritt und die naturwissen-
schaftlichen und historischen Elemente in sich schließt, in unserem Plane des-
halb der grossen Gruppe der historischen Wissenschaften angereiht haben, weil
der Hauptgesichtspunkt, von dem die Methode dieser Wissenschaften ausgeht,
nämlich die territoriale Abgrenzung, ein historischer ist.

Aus diesen Andeutungen, denen ein im Einvernehmen mit hervorragenden Fachgelehrten systematisch angelegter Plan zu Grunde liegt, dürfte sich zur Genüge ergeben, daß wir in der That eine wissenschaftliche Bibliothek anstreben, welche — die Teilnahme des gebildeten Publikums voraussetzt — die im Gange dieser Ankündigung gekennzeichneten Aufgaben erfüllen, in allen Teilen frommen und nützen, in ihrer Gesamtheit aber einen geistigen Bau von dauerndem Werte bilden wird.

Inhalt der erschienenen Bände:

- Bd. 1. **Gindely, A.**, Geschichte des 30 jährigen Krieges in drei Abteilungen.
I. 1618—1621: Der böhmische Aufstand und seine Bestrafung.
280 Seiten. Mit 3 Doppelholzbildern, 1 Holzbild u. 4 Porträts in Holzstich.
- Bd. 2. **Klein, Dr. Herm. J.**, Allgemeine Bitterungskunde.
266 Seiten. Mit 6 Karten, 2 Holzbildern und 31 Abbildungen in Holzstich.
- Bd. 3. **Gindely, A.**, Geschichte des 30 jährigen Krieges in drei Abteilungen.
II. 1622—1632: Der niederländische, dänische und Schwedische Krieg bis zum Tode Gustav Adolfs.
292 Seiten. Mit 10 Doppelholzbildern und 4 Porträts in Holzstich.
- Bd. 4. **Tafschberg, Prof. Dr. G.**, Die Insekten nach ihrem Nutzen und Schaden.
304 Seiten. Mit 70 Abbildungen.
- Bd. 5. **Gindely, A.**, Geschichte des 30 jährigen Krieges in drei Abteilungen.
III. 1633—1648: Der Schwedische und der Schwedisch-französische Krieg bis zum westfälischen Frieden.
240 Seiten. Mit 9 Doppelholzbildern und 3 Porträts in Holzstich.
- Bd. 6. **Jung, Dr. Karl Emil**, Der Weltteil Australien.
I. Abthg.: Der Australkontinent und seine Bewohner.
280 Seiten. Mit 14 Holzbildern, 24 in den Text gedruckten Abbildungen und 2 Karten in Holzstich.
- Bd. 7. **Tafschberg, Dr. Otto**, Die Verwandlungen der Tiere.
272 Seiten. Mit 88 Abbildungen.
- Bd. 8. **Jung, Dr. Karl Emil**, Der Weltteil Australien.
II. Abthg.: I. Die Kolonien des Australkontinents u. Tasmanien. II. Melanesien (I. Teil).
312 Seiten. Mit 19 Holzbildern, 29 in den Text gedruckten Abbildungen und 6 Karten in Holzstich.
- Bd. 9. **Klaar, Alfred**, Geschichte des modernen Dramas in Umrissen.
320 Seiten. Mit 9 Porträts in Holzstich.
- Bd. 10. **Beder, Dr. Karl Emil**, Die Sonne und die Planeten.
308 Seiten. Mit 68 Abbildungen.
- Bd. 11. **Jung, Dr. G.**, Der Weltteil Australien.
III. Abthg.: I. Melanesien (II. Teil). II. Polynesien (I. Teil).
304 Seiten. Mit 27 Holzbildern und 31 in den Text gedruckten Abbildungen.
- Bd. 12. **Gerland, Dr. G.**, Licht und Wärme.
320 Seiten. Mit 4 Porträts und 126 Figuren in Holzstich.
- Bd. 13. **Jung, Dr. Karl Emil**, Der Weltteil Australien.
IV. Abthg.: I. Polynesien (II. Teil). II. Neuseeland. III. Mikronesien.
276 Seiten. Mit 18 Holzbildern und 35 in den Text gedruckten Abbildungen.
- Bd. 14. **Der Weltteil Afrika**.
Hartmann, Prof. Dr. R., I. Abyssinien und die übrigen Gebiete der Ostküste Afrikas.
312 Seiten. Mit 18 Holzbildern und 63 in den Text gedruckten Abbildungen.
- Bd. 15. **Jung, Jul.**, Leben und Sitten der Römer in der Kaiserzeit. I.
298 Seiten. Mit 9 Holzbildern und 76 in den Text gedruckten Abbildungen.
- Bd. 16. **Peters, Prof. Dr. G. F. W.**, Die Fixsterne.
200 Seiten. Mit vielen Abbildungen.
- Bd. 17. **Jung, Jul.**, Leben und Sitten der Römer in der Kaiserzeit. II.
300 Seiten. Mit vielen Abbildungen.
- Bd. 18. **Schulz, Prof. Dr. A.**, Kunstgeschichte. I.
300 Seiten. Mit vielen Abbildungen.

Folgende Bände sind in Vorbereitung und werden in rascher Reihenfolge erscheinen:

- Behagel, Dr. Otto, Die deutsche Sprache.
Bernstein, Prof. Dr. Julius, Naturkräfte.
Detteffen, Dr. E., Wie wächst die Pflanze?
Egli, Prof. Dr. F. Z., Die Schweiz. (Mit Abbildungen.)
Holnejes, Geschichte der Keramik. (Mit Abbildungen.)
Kournier, Prof. A., Napole. u I. (Eine Biographie.)
Fritsch, R. v., Prof. Dr., Geschichte der Tierwelt. (Mit Abbildungen.)
Fritsch, Prof. G., Südafrika. (Mit Abbildungen.)
Geschichte der Malerei.
I. Geschichte der deutschen Malerei.
II. Geschichte der niederländischen Malerei von Dr. A. von Wurzbach.
III. Geschichte der italienischen Malerei von Prof. Dr. Zanitschel.
IV. Geschichte der spanischen, französischen und englischen Malerei.
Geschichte der Architektur.
I. Die Baukunst des Altertums.
II. Die Baukunst des Mittelalters von H. Redtenbacher.
III. Die Baukunst der Renaissance von H. Redtenbacher.
IV. Die Baukunst der Neuzeit.
Gindely, Prof. A., Albrecht von Waldstein. (Eine Biographie.)
— Gustav Adolf, König von Schweden. (Eine Biographie.)
Guttmann, Dr., Geschichte der französischen Revolution. (Mit Abbildungen.)
Graber, Prof., Dr., Die mechanischen Werkzeuge und Einrichtungen der Tiere.
Hartmann, Prof. Dr. R., Madagaskar.
— Die Niländer.
Hopp, Dr. E. D., Geschichte der Vereinigten Staaten in 3 Abteilungen.
Kirchhoff, Prof. Dr. A., Bilder aus der Völkertunde. (Mit Abbildungen.)
Krejschmar, Dr. S., Geschichte der Oper. (Mit Abbildungen.)
Kriimmel, Dr. Otto, Der Ozean und die Binnenmeere. (Mit Abbildungen.)
Lehmann, W., Erde und Mond. (Mit Abbildungen.)
Llyvert, Julius, Allgemeine Kulturgeschichte in Einzeldarstellungen.
Löwenberg, Geschichte der geographischen Forschungen und Entdeckungen am Pol und Äquator. (Mit Abbildungen und Karten.)
Meier von Waldeck, Dr. Fr., Rußland: Leben, Sitten u. Gebräuche. (Mit Abbildungen.)
Müller, Wilh., 1800—1815. (Mit Abbildungen.)
Nüßlin, Prof., Das Tierleben unserer Seen und Flüsse.
Ochsenius, C., Chili. Schilderung von Land und Leute. (Mit Abbildungen.)
— Bolivia und Peru. Schilderung von Land und Leute. (Mit Abbildungen.)
Pinner, Prof. Dr., Die Gestehe der Naturerscheinungen.
Prossauer, Dr. B., Beleuchtungsstoffe. (Mit Abbildungen.)
Rein, Prof., Dr., Marocco. (Mit Abbildungen.)
Schäfler, Dr. Mag., Lithetil.
Schüs, Friedr., Geschichte Oesterreichs von 1848—1870.
Sell, Prof. Dr., Das Wasser. (Mit Abbildungen.)
Semper, Dr. S., Geschichte der Plastik. (Mit Abbildungen.)
Studer, Prof., Allgemeine Tiergeographie. (Mit Abbildungen.)
Taschenberg, Dr. Otto, Bilder aus dem Tierleben.
Toula, Prof. Dr. F., Die Erde als Weltkörper (Relief, ihr Inneres, ihre Entstehung ic.). (Mit Abbildungen.)
Valentiner, Prof. Dr. W., Kometen- und Meteoriten-Buch. (Mit Abbildungen.)
Willkomm, Prof., Spanien und Portugal. (Mit vielen Abbildungen.)
Wirth, Mag., Das Geld.

Fortsetzung am Schluß des Buches.

Dublet Nr. 29

Das Wissen der Gegenwart

Deutsche Universal-Bibliothek für Gebildete.

XVII Band:

Leben und Sitten der Römer
in der Kaiserzeit

von

Jul. Jung.

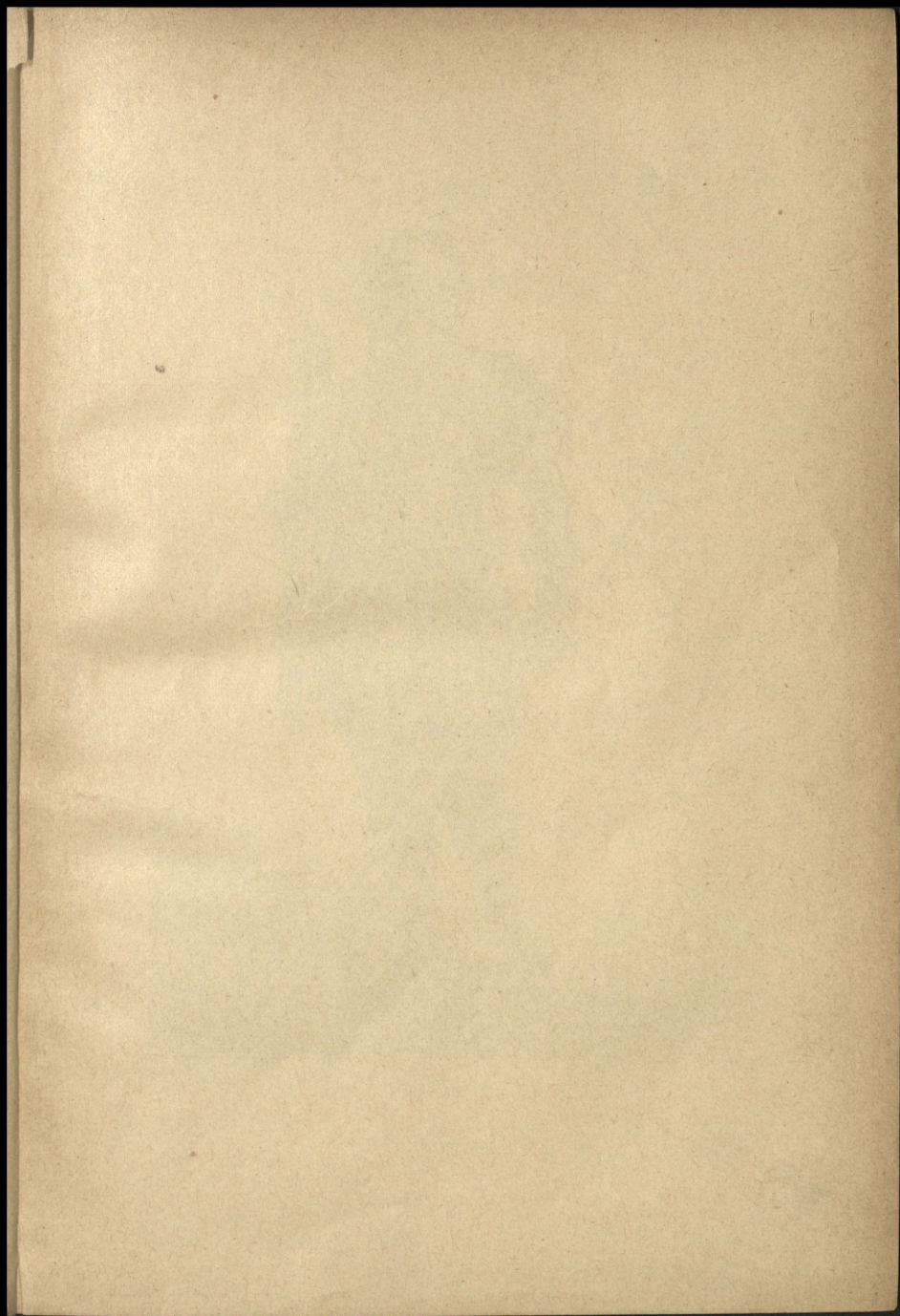
In zwei Abtheilungen.



Leipzig:
G. Freytag.

1884.

Prag:
F. Tempsky.





Legionar.

14617

Leben und Sitten der Römer in der Kaiserzeit

von

Jul. Jung.

162a

II. Abteilung:

Verschüttete Römerstädte. — Die Römer in den Provinzen. — Lager- und Soldatenleben. — Religion und Philosophie. — Der Ausgang des römischen Weltreichs.

H. G. 506 II



Mit 10 Vollbildern und 63 in den Text gedruckten Abbildungen.



Leipzig:
G. Freytag.

1884.

Prag:
F. Tempsky.



Legionar.

14617

Leben und Sitten der Römer in der Kaiserzeit

von

Jul. Jung.

162a

II. Abteilung:

Verschüttete Römerstädte. — Die Römer in den Provinzen. — Lager- und Soldatenleben. — Religion und Philosophie. — Der Ausgang des römischen Weltreichs.

H. G. 506 II



Mit 10 Vollbildern und 63 in den Text gedruckten Abbildungen.



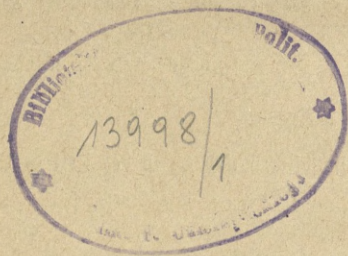
Leipzig:
G. Freytag.

1884.

Prag:
F. Tempsky.

931

Alle Rechte vorbehalten.



Vorwort.

Die Gesichtspunkte, nach denen für diese Darstellung des Lebens und der Sitten der Römer Quellen und Bearbeitungen benützt sind, wurden bereits im Vorwort zu dem ersten Bändchen angedeutet; speciell ist dies für die Kapitel über Pompei und über die Militärverhältnisse dort geschehen. Das letztere Kapitel wurde eingehender behandelt, da durch die neuesten Forschungen die bestehenden Handbücher in nicht unwesentlichen Punkten überholt sind und doch gerade dieses Kapitel bestimmt ist, künftighin in jeder Kulturgeschichte der Römer eine hervorragende Stellung einzunehmen.

Für das Kapitel über die Römer in den Provinzen konnte sich der Verf. auf sein Buch über die romanischen Landschaften des römischen Reiches (Zürichbrudt 1881) stützen, während zugleich die seitdem für dieses Thema zugewachsene Litteratur verwertet wurde. Ebenso liegen dem letzten Kapitel teilweise frühere Arbeiten des Verfassers zu Grunde. Für den Abschnitt über Religion und Philosophie sind außer den Werken von Marquardt, Friedländer und Burkhardt (über die Zeit Konstantins des Großen) die wichtigeren Aufsätze und Abhandlungen von de Rossi (im *bulletino cristiano*), Weingarten (die Anfänge des Mönchtums), Starck (über den Mithrascult, in den Bonner Jahrbüchern), Hettner (de Jove Dolicheni), Ufener (über die Legenden der hl. Pelagia) u. a. herangezogen.

Gelegentlich wurde auf einen Autor im Texte namentlich verwiesen, was dem Zwecke der Darstellung nicht zu widersprechen schien.

Sommer 1883.

D. Verf.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Einleitung	1
I. Kapitel: Vershüttete Römerstädte	3
Herculaneum und Pompei	3
II. Kapitel: Die Römer in den Provinzen	36
III. Kapitel: Lager- und Soldatenleben	76
IV. Kapitel: Religion und Philosophie	116
Der Polytheismus	116
Die Philosophie	124
Der alte und der neue Glaube im dritten Jahrhundert	128
V. Kapitel: Der Ausgang des römischen Weltreichs	157
Das Emporkommen neuer Volksschichten	161
Die Verlegung der Reichshauptstadt nach Byzanz und ihre Folgen	167

Einleitung.

Die Litteratur der römischen Kaiserzeit, sowohl die historische, als auch die sogenannte schöne, berichtet hauptsächlich von den Vorfällen und den Zuständen in der Hauptstadt, nebensher von dem was in Italien geschah, sehr wenig über die Provinzen.

Der Verlauf der Kaisergeschichte kann aber nur verstanden werden, wenn man auch die Verhältnisse der übrigen Bevölkerung in Betracht zieht; die der italischen Municipien und die der unterworfenen Landschaften, deren Interesse mit jenem der herrschenden Nation von Anfang an keineswegs identisch war.

Die Existenzfähigkeit und die Berechtigung des Kaisertums beruhte zum guten Teil auf der Ausgleichung des schroffen Gegensatzes zwischen den Römern und ihren Unterthanen; was die völlige Umwandlung sowohl der einen, wie der andern zur Folge haben mußte.

Dieser Umstand war für die gesamte innere Politik des Reiches von ausschlaggebender Bedeutung; denn jede Revolution, die in Rom geplant wurde, verfehlte das Ziel, wenn ihre Urheber diese fernerliegenden Momente ins Auge zu fassen unterließen. Dazu kam, daß das Militär bis auf die Garde durchweg in den Provinzen stationiert war und hier, wie wir sehen werden, das Interesse desselben mannigfach mit dem der Unterthanen sich verquickte.

Dabei ist es die Aufgabe der historischen Forschung, für

jeden einzelnen Zeitraum die wechselnde Bedeutung dieser einander coordinierten Faktoren, mit denen die Kaisergeschichte rechnen muß, statistisch genau festzustellen; wozu hauptsächlich die durch Rom, Italien und die Provinzen ziemlich gleichmäßig verteilten Inschriften die Richtschnur an die Hand geben.

Einiges bieten auch die christlichen Schriftsteller der Übergangszeit, da diese mit den unteren Volkschichten in Fühlung standen; wie denn die religiöse Bewegung für die Epoche von charakteristischer Bedeutung ist und daher in die Darstellung miteinbezogen wurde.

Den Abschluß nehmen wir da, wo mit der Verlegung der Hauptstadt nach Byzanz das ganze Wesen des Staates verändert und die Entwicklung in völlig neue Bahnen gelenkt ist.

I. Kapitel.

Verschüttete Römerstädte.

Herculaneum und Pompei.

Einen genauen Einblick in die realen Verhältnisse des römischen Lebens verschafft uns die Durchforschung jener Stätten des Alterthums, die durch das Wirken geologischer Faktoren, durch Ausfaltungen der Naturgewalt mehr oder weniger plötzlich in der Weiterentwicklung gehemmt wurden; in Folge dessen jene Stätten, meist unter verhüllender, lange Zeit auch schützender Decke, uns in derselben Gestalt erhalten sind, in welcher sie zur Zeit ihres Ausschheidens aus der Aktivität der Geschichte sich befunden haben. Fossile Stätten, wie man sie nennen könnte, schon im Hinblick darauf, daß der Sachverhalt den Naturforscher nicht weniger zu interessieren angethan ist, als den Historiker.

Für den letzteren hat derselbe eine sehr große Bedeutung und mit Recht bemerkte Goethe auf seiner italienischen Reise: „es ist viel Unheil in der Welt geschehen, aber wenig, das den Nachkommen so viel Freude gemacht hätte“. Wir brauchen nämlich nur jene hüllende Decke zu heben, um wie durch einen Zauberschlag unter die Römer der gegebenen Periode uns versetzt zu fühlen und in ihren Städten herumwandeln zu können, als wären wir Genossen jener vergangenen Zeiten.

Unter den geologischen Faktoren, an die ich hier anknüpfe, nimmt, wie allgemein anerkannt, die erste Stelle die vulkanische Wirksamkeit des Berges Vesuvius an der campanischen Küste

ein. Die ganze dortige Gegend mit ihren Kraterseen, Schwefelquellen u. s. w. weist auf vulkanische Entstehung hin, wie schon die Alten erkannten, die den Vesuv für erloschen ansahen, bis die berühmte Katastrophe des Jahres 79 n. Chr. ihnen die Augen öffnete.

Ähnliche Katastrophen sind auch in anderer Weise herbeigeführt worden. So wurde durch einen Bergsturz (im dritten Jahrhundert n. Chr.?) die Stadt Velesia südwärts von Placentia an der ämilischen Straße verschüttet. Im vorigen Jahrhundert, wo man sie wieder auffand, wurden Grabungen vorgenommen und hierbei die Fundamente einiger Tempel und die Reste des Amphitheaters freigelegt. Die zahlreichen Bildwerke und Inschriften, unter letzteren nicht wenige Bronzetafeln, auf denen nach römischer Sitte Gesetze und öffentliche Stiftungen verzeichnet und aufgestellt zu werden pflegten, bilden gegenwärtig die Zierde des Museums von Parma.

Ich nenne ferner Ostia, die Stadt an der Tibermündung, die in der späteren Kaiserzeit, im fünften und sechsten Jahrhundert, ein Opfer der geänderten Verhältnisse wurde; vom Meer her war die Stadt vor den Plünderzügen der seebeherrschenden Vandalen nicht sicher, die Verproviantierung der Hauptstadt, die jetzt von Sicilien aus erfolgte, schrumpfte infolge des rapiden Rückganges der ehemaligen Reichshauptstadt auf ein Minimum zusammen, das dem andern Hafen „Portus“ zu gute kam. Niemand dachte daran, den südlichen Tiberarm, an dem Ostia lag, dem Verkehr offen zu halten, er verschlammte und bildete einen Sumpf, in dem die alte Stadt, von ihren Bewohnern verlassen, buchstäblich versank. Dort hat man sie in neuerer Zeit wieder entdeckt und in den letzten Jahren zu einem guten Teil wieder ans Licht gestellt: mehrere Tempel, ein großes Theater, Thore, Badeanlagen, die Gräberstraße; das am Tiber gelegene Emporium: der Mittelpunkt der Geschäfte und des städtischen Treibens überhaupt, wohin eine zu beiden Seiten mit Arkaden eingefasste Straße führte; große gewölbte Magazine, bestimmt

die Ladungen der Schiffe aufzunehmen. Die zur Zeit der Blüte Ostias belebte andere Hauptstraße läuft dem Fluß parallel, Gäßchen und kleine Durchgänge setzen mit ihm in Verbindung. In einer ungewöhnlich geräumigen Villa fand man arabeskenreiche Mosaiken. Besonders ergiebig erwies sich die Ausbeute an Inschriften, deren 1800 zusammenkamen; kurz, unter den Eingeweihten gilt Ostia, wenn auch etwas hyperbolisch, als ein zweites Pompei, von dem das große Publikum viel zu wenig Notiz nimmt.

Es giebt noch andere geologisch interessante Vorkommnisse, welche den Beweis liefern, daß die römische Zeit bereits durch eine Schicht — allerdings in bescheidenerem Sinne, als die Geologen davon sprechen — von uns getrennt ist. Ich erinnere an die Wirkung der Bäche, mit ihren Vermehrungen, wie sie bei den Ausgrabungen von Olympia sich zeigte; die Erdbeben, die im fünften und sechsten Jahrhundert n. Chr. zur Zerstörung römischer Städte bedeutend mitgewirkt haben, da bei der Trostlosigkeit der Zeit und bei der Feindseligkeit der Barbaren an eine Reparatur nicht gedacht werden konnte. Neuerlich wurde die Thatsache konstatiert, daß die in den Fluß gerammten Pfähle mancher römischer Brücken, wie z. B. derjenigen des Rheins zwischen Moguntiacum (Mainz) und dem gegenüberliegenden Kastell, die sich erhalten haben, interessante Beispiele von Erdverkohlung liefern: die Struktur des Holzes ist unverändert, die Jahresringe der Baumstämme erkennbar, wie bei frisch gefällten Eichen, die Farbe wechselt nach der Gattung des Holzes; die spezifische Schwere und die Dichtigkeit der Struktur sind im Laufe der Jahrhunderte erhöht worden, so daß das Holz gegenwärtig von einer fast dem Eisen gleichkommenden Undurchdringlichkeit und Festigkeit ist. —

Interessant ist ferner, daß auf den zerstörten Kulturstätten des Altertums in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters der Wald, der nicht länger im Baum gehalten war, derart üppig zu wuchern begann, daß dieselben in dem Gestrüppe mit Hilfe der Anwohner eben noch zu finden waren; römische Straßen, die in

der Straßenkarte des Reiches eingetragen waren, konnten um das Jahr 600 n. Chr. an manchen Orten nur noch mit Zuziehung der ältesten Landesbewohner angetroffen und passiert werden. Doch gilt dies ausschließlich von den Provinzen, wie denn z. B. für die Gegend von Brigantium (Bregenz in Vorarlberg) und Iuvavum (Salzburg) jene Waldwüste, für die mössische Uferlandschaft die Unauffindbarkeit der Straße durch einen byzantinischen General ausdrücklich überliefert ist. In Italien stand man bezüglich des Waldes wie der Straßen anders; man hatte hier in der Kaiserzeit tüchtig abgeholzt; während noch unter Augustus die Berichtserstatter aus dem entwaldeten Orient die italischen Wälder und die Flößerei auf dem Tiber bewundert hatten, hören wir fünf Jahrhunderte später von häufigen Überschwemmungen, der natürlichen Folge einer liederlichen Forstwirtschaft. Die alten Römerstraßen aber blieben in Italien durch das Mittelalter hin in Gebrauch; Procopius von Casarea, der Geheimschreiber Belisars, bewundert die so wohlerhaltene Appische Straße in begeisterten Ausdrücken.

Ich kann nicht umhin, an dieser Stelle schließlich einer Theorie zu erwähnen, welche der berühmte englische Naturforscher Ch. Darwin in dem kurz vor seinem Tode erschienenen Werke über „die Bildung der Ackererde durch die Thätigkeit der Würmer. Mit Beobachtungen über deren Lebensweise“ (1882) aufgestellt hat. Darwin, den bei der diesbezüglichen Untersuchung von römischen Städten, Villen, Basiliken u. s. w. seine Söhne unterstützten, fand, daß unter den alten Mosaikböden eine große Anzahl von Regenwürmern sich festgesetzt hatten und daß diese den Mörtel und Cement der Steinfußböden und Mauern zu durchbrechen pflegten, um darüber die schwarze Erde ihrer Exkremente aufzulagern. Besonders lehrreich waren in dieser Beziehung die Untersuchungen der Mosaikböden einer im Sommer 1877 zu Abinger ausgegrabenen römischen Villa und an der Basilika und anderen Bauten der römischen Stadt zu Silchester in England. „Es zeigte sich, daß unter den Mosaikböden des Atriums

der erstgenannten Villa während des verschütteten Zustandes eine große Anzahl von Würmern gelebt hatte, die bald nach der Aufdeckung durch 40—60 Fugen des Cements hervorbrachen und versuchten, die eben freigelegte Mosaik von neuem mit Erde zu bedecken und dem Blicke der Menschen zu entziehen. — In Silchester konnten andererseits lehrreiche Studien über die Durchbohrung von Mauern und über die ungleiche Versenkung von Steinfußböden angestellt werden. Letztere bilden in der Regel gegen das Centrum bedeutend stärker als an den Umfassungsmauern gesenkte Flächen. Es ist dies die natürliche Folge davon, daß die Würmer in der Nähe von Mauern, deren Fundamente tief genug hinabgehen, sehr in ihrer unterminierenden Thätigkeit behindert sind, während sie im mittleren Raume unter dem Fußboden sich frei bewegen konnten und dort eine beträchtlichere Erdmenge durch die Fugen emporbeförderten.“ Dadurch wurde eine stärkere Senkung der mittleren Teile bewirkt. Man fand selbst Höhlungen innerhalb der Mauern gänzlich mit Regenwurmelementen gefüllt vor.

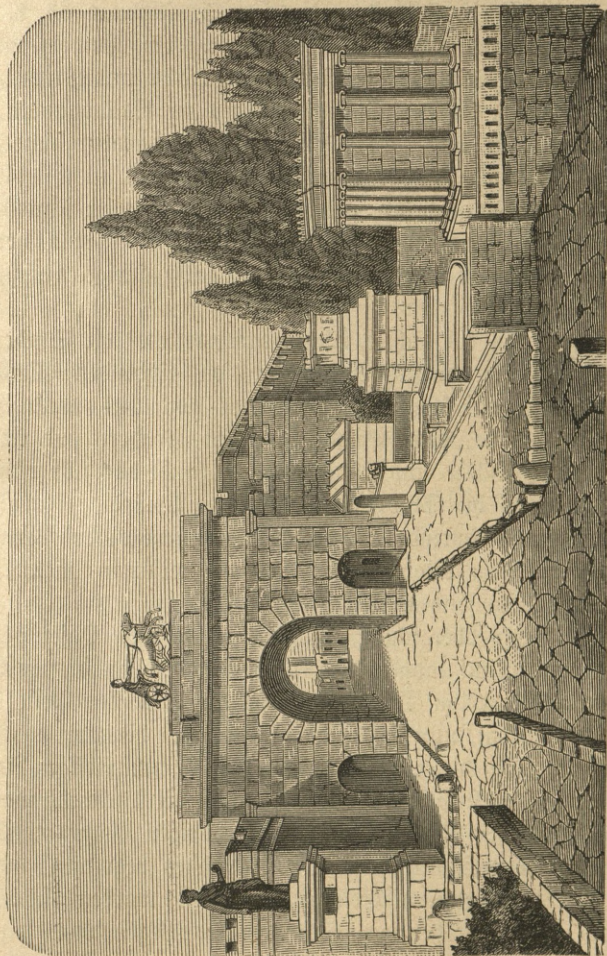
Auf diese Weise sind alte verlassene Römerstätten den Blicken der Menschen entzogen und durch die Thätigkeit der Würmer bewahrt geblieben; es bilden demnach diese Würmer eine der Instanzen, denen die antiquarische Forschung zu lebhaftem Danke verpflichtet ist; wobei wir die neben den Würmern wirkenden anderen menschlichen und natürlichen Kräfte keineswegs unterschätzt haben wollen.

So ist es z. B. bekannt, daß das „Forum Romanum“ in unserem Jahrhundert unter einer Schuttmasse von zuweilen 13 m Tiefe hervorgegraben werden mußte, nachdem es lange als Ablagerungsstätte hatte dienen müssen.

Doch auch abgesehen von den Grabungen, wer in Italien reist, wird sofort herausfinden, daß in zahlreichen Municipien die Erinnerungen an die erste Blüteperiode der Halbinsel, die römische Kaiserzeit, nicht weniger zahlreich und wertvoll sind, als die aus der Periode der Renaissance, in der Italien zum zweiten Male der Welt die Fackel der Erleuchtung vorantrug.

So besitzt Ancona noch seinen Bogen des Traian, unter dessen Regierung der dortige Hafen erweitert und verbessert ward. In Rimini (Ariminum) sieht man, mittelalterlich verfallhornt, die Pforte zu Ehren des Augustus, der die hier durchgehende Flaminische — auch jetzt noch in Gebrauch befindliche — Straße neu in stand gesetzt hatte; ferner die Brücke, die Tiberius hier erbaute. — Die Hauptstadt der Piemontesen, Turin (Augusta Taurinorum), zeigt durch die schnurgerade Richtung ihrer Straßen, welche in rechtem Winkel sich schneiden, wie die Römer bei der Gründung einer Kolonie vorgingen — der Ort wurde, wie die römischen Feldlager, quadratisch, beziehungsweise als Rechteck, abgegrenzt. Bei Aosta (Augusta Praetoria) zeigt sich dies noch deutlicher; die Stadt bildet ein Rechteck mit Dimensionen von 724 und 572 Metern; die durchziehende Straße teilt die Stadt genau in eine nördliche und eine südliche Hälfte und läuft in die zwei Thore aus. — Die bedeutendste Stadt Oberitaliens neben Turin war Mediolanum (Mailand), das durch erhaltene Monumente aus dem vierten Jahrhundert n. Chr. sich auszeichnet, in welcher Zeit es Residenz war — weil die Kaiser von hier aus über die Alpenstraßen am schnellsten auf den germanischen Kriegsschauplatz gelangen konnten. Im fünften Jahrhundert wurde Ravenna die Hauptstadt von Italien, in dessen sumpfbedeckter Gegend allein die Kaiser sich vor den Anfällen der germanischen Herrscher sicher fühlten; hier haben Galla Placidia, die fromme aber heroische Schwester des Honorius, und ihr Sohn, der nichtsnutzige Valentinian III., nach ihnen Odoacar und Theoderich residiert und die Stadt mit den Monumenten geschmückt, die gegenwärtig ihren einzigen Anziehungspunkt bilden — denn in der folgenden Periode ging Ravenna zurück, auch seine maritime Bedeutung verlor sich und heute wächst auf seinen Plätzen und in seinen Straßen Gras; man nennt die tote Stadt daher nicht mit Unrecht das „Pompej“ jener Übergangsstufe aus der römischen in die byzantinische Periode.

Fig. 1.



Das herculanische Thor zu Pompei.

Doch kehren wir zu den vom Besuch zerstörten Orten zurück.

Das Wiedererwachen des unterirdischen Feuerherdes kündigte sich an durch ein Erdbeben, das am 5. Februar 63 n. Chr. die ganze campanische Küste erschütterte. In Pompei wurden durch dasselbe Tempel, Säulenhallen, Theater und Privathäuser arg geschädigt; in Herculaneum mußten die Stadtmauern, das Gerichtsgebäude und die Basilika einer Reparatur unterzogen werden. Manche Ausbesserungen waren noch nicht vollendet oder ganz liegen geblieben, als schon der zweite weit schrecklichere Tag hereinbrach, es war der 24. August 79 — man hat vor einigen Jahren an Ort und Stelle das 1800 jährige „Jubiläum“ gefeiert.

Zuerst fiel ein dichter Aschenregen, welcher die Stadt etwa fußhoch bedeckte; hierauf ein Regen von glühenden Bimssteinbrocken, der zwei bis dritthalb Meter hoch fiel, nach diesem neuerdings Asche, dann Bimssteinbrocken, größere und kleinere. Durch diesen Aschen- und Bimssteinregen (nicht durch überflutende Lava) wurden die Städte Herculaneum, Pompei, Stabiä und einige weniger bedeutende Orte überdeckt; mehrere tausend Menschen, die den richtigen Moment der Rettung versäumt hatten, auch zahlreiche Tiere fanden hierbei ihren Tod.

Der Besuch aber schloß, nachdem ihm so viele Opfer gefallen waren, wieder auf lange Zeit seinen Mund. Im dritten Jahrhundert schildert ihn Dio Cassius beiläufig in der Gestalt, die er heute noch hat, nur daß er damals teilweise bewaldet war; den Krater vergleicht dieser Berichterstatter mit einem riesigen Amphitheater; bei Tag stieg Rauch daraus empor, bei Nacht sah man den Widerschein des Feuers. Seit dem vorigen Jahrhundert hat man bei den verschütteten Orten Grabungen begonnen, die seitdem mit verschiedenem Erfolge fortgesetzt worden sind. Bei Stabiä, das beim heutigen Castellamare gelegen war, hat man später sich nicht weiter bemüht, bei Herculaneum die Ausgrabungen wiederholt unterbrochen, bei Pompei sind sie mit verbesserter Methodik in den letzten Decennien eifrig gefördert worden, so

daß gegenwärtig etwa der dritte Teil der ehemaligen römischen Kolonie und zwar die wichtigeren Partien als aufgedeckt gelten können. Was bei Herculaneum der systematischen Forschung entgegentrat, war der Umstand, daß über der ehemaligen Römerstadt die Orte Portici und Resina (das *Retina* des Plinius) gelegen sind und man dieselben durch Grabungen in Gefahr gebracht hätte; zudem ist die Stelle des alten Herculaneum durch einen späteren Lavastrom besonders tief überdeckt worden. Nur zufällig stieß man im J. 1709 bei Grabung eines Brunnens in einer Tiefe von 27 Metern auf die Scene des alten Theaters.

Dieses Theater ist — obwohl von 1869 bis 1875 neue Ausgrabungen erfolgten — das einzige öffentliche Gebäude von Herculaneum, das allerdings nur bei Kerzenlicht und über eine dunkle Treppe von mehr als hundert Stufen hinab noch gegenwärtig vollkommen zugänglich ist. Außerdem fand man einen Teil des Forums mit Säulenhallen, Thermen, eine fünfschiffige Basilika, Tribunale, Tempel und mehrere Privathäuser; man konstatierte auch hier die regelrechte quadratische Begrenzung, die schnurgerade Richtung der unter rechtem Winkel sich schneidenden Straßen.

Nahel der Stadt auf den umgebenden Hügeln lagen zahlreiche Villen; in einer derselben ist die ansehnliche Bibliothek von 3000 Papyrusrollen an den Tag gekommen, ferner eine ungemaine Menge von Statuen (namentlich Bronzen), Büsten, Wandgemälde, die gegenwärtig die Zierde des Museo nazionale zu Neapel, einer unserer größten Altertumsammlungen, ausmachen. —

Bedeutender als Herculaneum war Pompei, das, wie die zahlreichen Kaufäden beweisen, einen lebhaften Handel unterhalten haben muß. Auch lockte die Anmut der Gegend viele Auswärtige herbei und war der Besuwwein im Altertum nicht weniger beliebt als heute.

Die neuere Forschung hat sich viel mit der historischen Entwicklung der Stadt abgegeben. Pompei war ursprünglich wie auch Herculaneum und die ganze dortige Gegend von Ostern be-

wohnt, Angehörigen derselben Zunge, der sich auch die Samniten bedienten und die beiläufig zum Latein so steht, wie das Oberdeutsche zum Niederdeutschen. Oskisch sprach die untere Volksschicht in Pompei auch unter römischer Herrschaft, wo das Latein als die offizielle Sprache eingeführt war; unter den später zu erwähnenden Wandfrieseien finden sich nicht wenige, die im oskischen Dialekt verfaßt sind. Ferner läßt sich die Baugeschichte der Stadt in diese oskische Periode zurückverfolgen; die älteren Bauten zeigen oskisches Maß, von den späteren wenigstens die öffentlichen römischen; bei Privatbauten wurde noch länger der altübliche „Fuß“ gebraucht. — Voriges Jahr erfolgte eine Entdeckung, die ziemliches Aufsehen hervorrief; daß nämlich einer der älteren, jedenfalls bedeutendsten Tempel in Pompei dem Apollo geweiht sei: dies bezeugte dem Dr. Mau in Rom, dem tüchtigsten Kenner Pompeis unter den Deutschen, eine im Marmorboden der Tempelcella durch sauber gebohrte Löcher gebildete oskische Inschrift. Bisher hatte man diese einst wohl mit Metall, vielleicht mit Silber ausgelegten Buchstaben übersehen und den Tempel hypothetisch der Venus zugeschrieben (auch in den Reisehandbüchern ist er als Venustempel bezeichnet), weil dort eine Venusstatue gefunden worden war; während man jetzt an den riesigen Dreifuß und an die Statuen der Letoinder erinnert, die gleichfalls dort vor sechzig Jahren zu Tage gefördert sind.

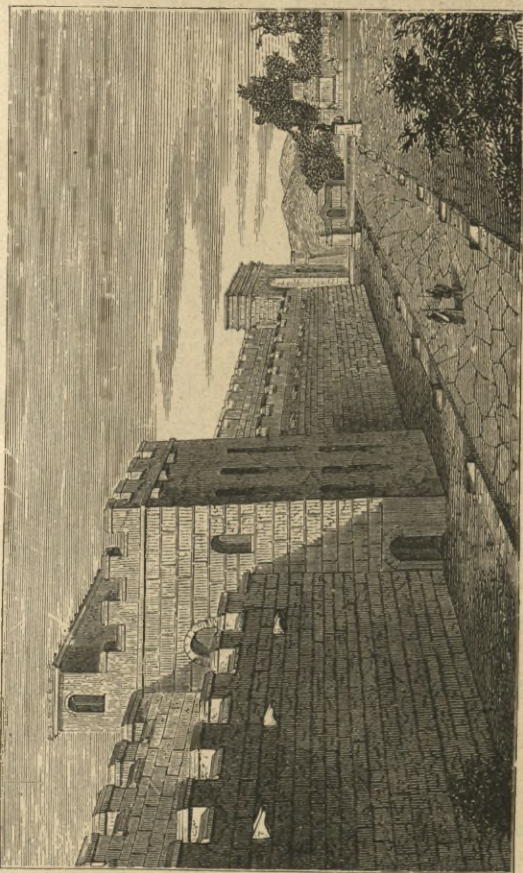
Dies Beispiel zeigt zugleich, wie griechisches Wesen, namentlich die griechische Götterlehre die oskische Bevölkerung von Alters her beeinflusst haben.

Infolge des Bundesgenossenkrieges, da das römische Bürgerrecht über ganz Italien erstreckt wurde, vollzog sich in Pompei die Umwandlung der oskischen in eine römische Stadt; Sulla führte eine Kolonie seiner Veteranen hierher und Pompei hieß seitdem „colonia Veneria Cornelia“ nach der Venus, welche die Schutzpatronin der Stadt war und nach L. Cornelius Sulla, dem Stifter der Kolonie.

An die Spitze der Gemeindeverwaltung traten nach römischem

Muster zwei Bürgermeister mit Jurisdiktionsgewalt: *duoviri iure dicundo*; als ihre Kollegen niederen Ranges und Inhaber der Polizeigewalt fungierten zwei *Aedilen*. Die Wahl dieser Beamten

Fig. 2.



Stadtmauern von Pompei.

erfolgte durch das Volk, und daß es an Wahlkämpfen nicht fehlte, zeigen zahlreiche an die Wände der Häuser mit schwarzer oder roter Farbe gemalte Inschriften (sog. *Dipinti*), worin jede Partei

in Lobsprüchen auf ihren Kandidaten und in Bitten, ihn nicht durchfallen zu lassen, sich erging; neben den Theater- und Amphitheateranzeigen, den Vermietungsplakaten und den Gasthausempfehlungen die bedeutendsten Vertreter dieser Sorte von Inschriften.

So wandeln wir denn durch die Straßen der Stadt mit

Fig. 3.



Straße in Pompei.

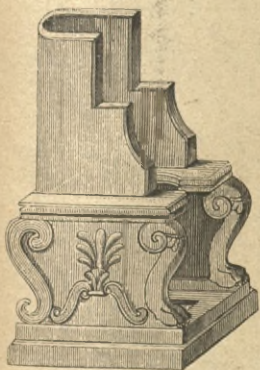
ihren Trottoirs, die aus großen polygonalen Lavablöcken gebildet sind; über das Forum, an das Tempel und andere öffentliche Gebäude sich anschließen, zu den zwei Theatern mit großen Portikus, zum Amphitheater, in die Thermen, die gegen die stadtrömischen gehalten von sehr bescheidener Größe sind.

Wir sehen die Einrichtung der hiesigen Kaufläden (tabernae),

Mühlen, Gastwirtschaften (es wurden allerlei Speisen und Flaschen dort gefunden); die öffentlichen Brunnen; die Schilder der Gewerbe. Hier und da ist ein Phallus angebracht zu Abwendung des bösen Blicks; oder Schlangen an den den Laren geheiligten Ecken, wo sie so viel bedeuteten, wie bei uns die Aufschrift: „Verunreinigung ist verboten.“

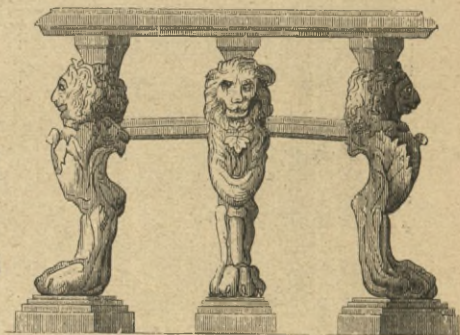
Wir lernen die Einrichtung des römischen Hauses kennen, wie sie in dieser südlichen Gegend, durch die griechischen Einflüsse etwas verändert, beliebt wurde. Die wichtigste Eigen-

Fig. 4.



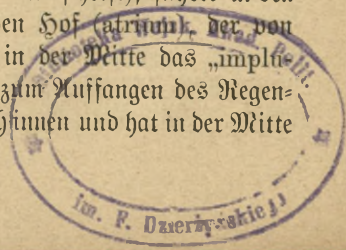
Ein Stuhl.

Fig. 5.



Ein Tisch.

tümlichkeit desselben ist der innere Hof, welcher die umliegenden Räumlichkeiten mit Licht versah und ihre Kommunikation vermittelte. Ein kleinerer oder größerer Flur (vestibulum), dessen Mosaikboden nicht selten einen liegenden oder auch zähnefletschenden Hund als Thürwächter zeigte („Cave canem“ d. i. „hüte dich vor dem Hunde“ lautete in letzterem Falle die Umschrift), führte in den für das römische Haus charakteristischen Hof (atrium), der von einem bedeckten Gange umgeben war; in der Mitte das „impluvium“, eine cisternenartige Vertiefung zum Auffangen des Regenwassers. Das Dach senkt sich nämlich nach innen und hat in der Mitte



eine Öffnung (compluvium), durch welche der Hof und mittelbar auch die umliegenden Zimmer Licht und Luft erhalten. Hinter dem Atrium lag ein großes, nach diesem zu offenes

Atrium eines römischen Hauses.

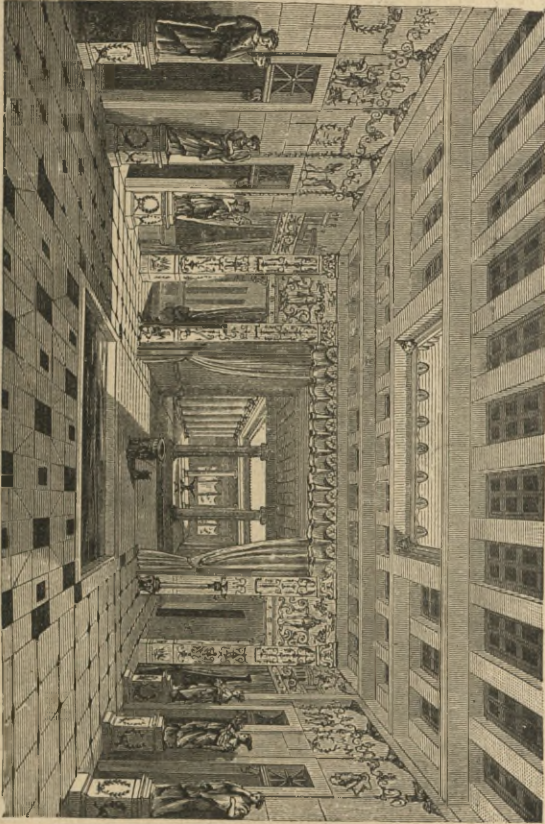


Fig. 6.

Zimmer, das „tablinum“; es bildete mit demselben den vorderen Teil des Hauses, in dem sich der Verkehr mit der Außenwelt vornehmlich bewegte: hier empfing der Patron seine Klienten, schloß er Geschäfte ab u. s. w.

Der zweite Teil des Hauses war ausschließlich dem Privatleben bestimmt. Seinen Mittelpunkt bildet wieder ein offener Hof, der von Säulen eingefasst und mit griechischem Namen als „peristylum“ bezeichnet ward. Die Mitte desselben war als Garten ausgelegt; bisweilen aber ist hinter dem Peristyl ein eigener von Säulen eingefasster Garten (xystos). An der Hinterseite des Peristyl befinden sich ein oder mehrere Gesellschafts-

Fig. 7.



Peristylum eines Hauses in Pompei.

zimmer (oeci). Um diese Haupträume, in denen sich der Glanz des Hauses offenbart, liegen die Schlaf- und Wohnzimmer, Küche, Keller u. s. w. Der obere Stock, zu dem man auf sehr unvollkommenen Holztrepfen, die nicht viel mehr waren, als Leitern gelangte, diente für die Sklaven, ärmere Mieter, die Aufbewahrung von Altentücken u. s. w.; der Hausherr und die Familie wohnten parterre. Jedem Besucher von Pompei wird auffallen, daß die eigentlichen Wohnräume daselbst durchschnitt-

lich sehr eng bemessen waren, was das Klima mit sich brachte; man lebte und arbeitete zumeist in den lustigen hellen Höfen.

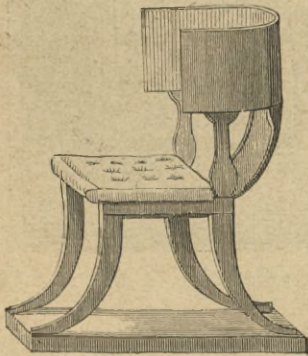
Die Dekoration der Häuser war eine außerordentlich bunte. Alle Säulen und Wände waren bemalt, die Farben dem südlichen Geschmack entsprechend möglichst grell gewählt; rot und

Fig. 8.



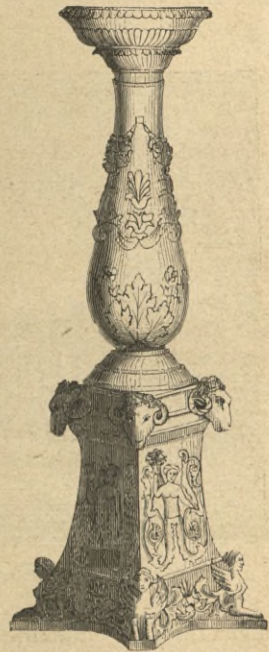
Ein Feldstiel.

Fig. 10.



Ein Stuhl.

Fig. 9.



Ein Kandelaber.

gelb herrschen vor. Die Wandgemälde sind nach typischen Mustern gearbeitet und zeigen Darstellungen aus der Mythologie — in deren Veranschaulichung nun einmal die alte Kunst lebte und webte — oder Theater-, Amphitheater-, Cirkusszenen, oder endlich sie tragen einen erotischen Charakter zur Schau, wo

„Bäder und Liebe und Wein“ höher geschätzt wurden, als alle anderen Genüsse.

Die Liebeszenen sind zierlich und fein ausgearbeitet: Genrebildchen, in denen weniger die Leidenschaft wie in der alten Tragödie, als vielmehr die Galanterie und die Empfindsamkeit des Verhältnisses zum Ausdruck gebracht wurden; denn so forderte es die Etiquette der neueren Zeit, die sich an den hellenistischen Königshöfen entwickelt hatte. Wenn ein tragischer Stoff behandelt wurde, z. B. Ariadne in ihrer Verlassenheit auf Naxos, so geschah es um daran den Reiz weiblicher Formen zur Darstellung zu bringen; indem sorgsam darauf geachtet wurde, daß die Äußerungen des Schmerzes die Schönheit der Dame nicht beeinträchtigten. Man liebte hier in der lachenden Landschaft am Fuße des Besus die Heiterkeit und den Frohsinn des Lebens; dem entsprechend wählten die Dekorateurs gerne einen Stoff, der eine Anspielung auf moderne Verhältnisse erlaubte; z. B. wenn man die Venus dem Paris, der das Urtheil zu sprechen hat, kokette Blicke zuwerfen ließ, die einer Hofdame Ehre gemacht hätten; oder indem man ein Rendezvous von Venus und Mars darstellte, während dessen ein Hund den Wächter gegen unbedenkenliche Störer machte. — Auch die kleinen Landschaften, welche den Hintergrund bilden, ein paar Häuser und Bäume, oder Felsen und Bauten atmen idyllisches Behagen.

Selten fehlt in der Ecke eines jener mythologischen Genrebildchen ein Liebesgott, der dem ganzen Vorgang eine lächelnde Heiterkeit verleiht. Und zwar findet man die Liebesgötter in allen Stellungen abgebildet; sie halten Weinlese oder sie mahlen Korn in einer Mühle, sie jagen, sie angeln allein und in Gesellschaft. Sie erscheinen im Gefolge der Venus, indem sie bei der Toilette behilflich sind, ihr die Kleinode reichten oder den Spiegel vorhalten; sie führen die Göttin dem wartenden Mars zu; sie zeigen der Artemis den schlafenden schönen Schäfer Endymion.

Besonders beliebt war die Darstellung des Verkaufes

von Liebesgöttern durch einen Alten oder eine Alte; entweder an ein Mädchen, das schon einen auf dem Schoß hat, aber gleichwohl einen zweiten kauft; oder auch an eine Dame, die wenn wir recht interpretieren, in unerfüllter Sehnsucht dasteht, während der Händler ihr jetzt mehr als einen anbietet; er hat ein Vogelbauer voll geflügelter Ercoten, die er herausnimmt, als wären es Tauben.

Der Gegenstand ist feck und koquett behandelt, die alten Mythen sind rationalistisch für den Gebrauch der Gegenwart zurecht gelegt; so verlangte es der herrschende Zeitgeist, der in den Göttern das eigene Ich travestierte.

Was die Detailausführung dieser Gemälde angeht, so darf man gegenwärtig, wo dieselben bei hellen Sonnenlichte betrachtet werden können, nicht den strengsten Maßstab anlegen. Denn sie waren seiner Zeit zum Schmuck von Zimmern bestimmt, welche nur von der meist mit Teppichen verhängten Thür aus, nicht aber durch Fenster erleuchtet wurden; für dieses Halbdunkel, das der Kühle im Sommer wegen erhalten werden mußte, mochte die gröbere Ausführung und die grellere Färbung vollauf genügen, welsch' letztere jetzt binnen wenigen Jahren zu verblaffen pflegt. —

Vielsach tritt das Bestreben hervor, durch optische Täuschung den Eindruck hervorzurufen, als ob man es nicht mit gemalten, sondern mit wirklichen Pfeilern und Brüstungen zu thun hätte. Zierleisten, Palmetten- und Blätterstreifen, Guirlanden beleben und teilen anmutig die Wände; und durch diese Scheinarchitektur schreiten schöne Gestalten einher oder sehen, auf der Brüstung der Fensteröffnung sitzend, in das Zimmer herein. Man ahmte auf diese Weise in den Häusern des Mittelstandes nach, was reichere Leute sich gönnen konnten. —

Indem man die Wände mit Gemälden ausstaffierte, die aufgehängten Tafeln täuschend ähnlich sahen, besaß man eine bequeme und billige Methode, die Meisterwerke der berühmtesten Künstler in den breiteren Schichten der Bevölkerung zur Kennt-

niz zu bringen; etwa wie es gegenwärtig durch die Photographie geschieht. Wobei freilich von weniger begabten Künstlern bitter darüber geklagt wurde, daß sie um den Verdienst gebracht wären, den sie unter anderen Umständen durch Verrfertigung von Kopieen erzielt hätten; auch Kunstkenner, wie der ältere Plinius, versicherten, es gebe schon gar keine Malerei mehr. Andere meinten, die Sucht nach Gold, welcher die Menschen sich hingäben, lasse die Ideale nicht mehr zur Geltung kommen, wie in der Blütezeit der alten Kunst, da Phidias und Apelles ihre Meisterwerke schufen. —

In den Häusern reicherer Bürger findet sich zur Ausschmückung, namentlich der Fußböden, in ausgedehntem Maße die Mosaikmalerei angewendet: aus farbigen Steinchen, Würfeln oder Stiften, wurde mit erstaunlicher Geduld aber auch entsprechender Fertigkeit ein Gemälde zusammengesetzt, das selbst durch häufiges Begehen nur wenig an seiner Farbenpracht einbüßte und durch Polierung immer wieder dieselbe zurückerhalten konnte. Das berühmteste Beispiel dieser Art ist eine Darstellung der Schlacht bei Issus, zugleich das einzige Überbleibsel historischer Malerei aus dem Altertum, das uns erhalten ist: man sieht Alexander, wie er auf Darius eindringt und dessen Feldherrn mit der Lanze durchbohrt; während der Perserkönig vom Wagen herunter entsezt zusieht und ein Getreuer ihm das Pferd hält, auf welchem er dem Ungestüm des Siegers noch entfliehen kann. Dies Bild, 1831 gefunden, erregte die Bewunderung des alten Goethe, der sich kurz vor seinem Tode darüber aussprach als über ein „Wunder der Kunst“ — es bildet gegenwärtig gleichfalls eine Zierde des Museums in Neapel. —

Was die plastischen Werke angeht, so herrschte sowohl an solchen von künstlerischer als von handwerksartiger Ausführung in Pompei derselbe Überfluß, wie an anderen antiken Stätten. Alle öffentlichen Plätze besaßen Ehrenstatuen illustrier Persönlichkeiten, der besonders hervorragenden zu Pferd; man sieht am Forum noch die Standplätze und Postamente. Keine moderne

Großstadt zählt so viele öffentliche Denkmäler, wie das kleine Pompei hatte; in dieser Hinsicht war die Sitte des Altertums

Fig. 11.



Trunkener Faun.

von jener der Gegenwart, und namentlich der bei uns im Norden, gründlich verschieden. Aber auch die Privaten wußten jeden passenden Platz ihrer häuslichen Räume, jede der zahlreich an-

gebrachten Nischen in den Atrien und Peristylen, die Hauskapelle, die Brunnen u. s. w. mit passenden Skulpturen zu schmücken. So waren, um eine Gattung speciell hervorzuheben, als Brunnenfiguren Flußgötter und Quellsnympfen, oder auch das Wasser speiende Tiere, Löwen, Stiere, Hirsche u. s. w. beliebt. Nicht minder häufig erscheint Gott Silen und andere Gestalten des bakchischen Kreises mit Weinschläuchen oder Amphoren; dergleichen in zahlreichen Variationen die Gestalt des heiteren, wohl auch angeheiterten Faun; als sinnige Zierde z. B. des Impluviums, da die Faunen am Rande der Quellen und Bäche mit Nymphen schäfernd gedacht wurden.

Neben der häufigeren Bronze und dem selteneren Thon war weißer Marmor, griechischer und italienischer, das gewöhnliche Material der Statuen. Die letzteren wurden häufig bemalt und vergoldet; so zeigt z. B. die Statue eines Bürgers rotgefärbtes Haar, purpurne Toga und schwarze Fußbekleidung; die Statue einer Venus das Haar gelb, das Halsband vergoldet; das Gewand, das von den Hüften abwärts die Gestalt umhüllt, von lebhaft dunkelblauer Farbe. Dagegen blieb das Nackte des Körpers, abgesehen von den schwarz gefärbten Brauen und Wimpern, sowie den allenfalls etwas geröteten Nasenlöchern, in der Regel unbemalt. Auch die Erzstatuen waren oft vergoldet; kleinere Bronzen wenn nicht ganz, doch zum Teil versilbert.

An den Wänden der Gebäude fand man allenthalben Kratzereien (graffiti), die, mit dem Griffel oder einem Nagel eingeritzt, über alle möglichen und unmöglichen Dinge sich auslassen — wie es denn Aufzeichnungen dieses Schlages zu jeder Zeit und nicht immer an den saubersten Orten gegeben hat. Wir heben von diesen für Pompei charakteristischen Schriftmalen nur einige hervor, manche lassen sich ohnedies fast nicht übersetzen.

Zahlreich sind Reminiscenzen aus den klassischen Dichtern vertreten, sei es daß Versanfänge, sei es daß ganze Zeilen mitgeteilt werden (z. B. „arma virumque cano“ aus der Aeneide

des Vergil); nicht selten bleibt es unbestimmt, woher der Schreiber geschöpft hat. Dann begegnen Grüße und Zurufe, die an befreundete oder auch hochstehende Personen gerichtet werden; anderen wird ein *percat* gebracht. Ward ein Schreiber unterbrochen, so setzte ein zweiter den Satz fort, oft in entgegengesetztem Sinne, als der erste gewollt hatte. Ferner finden sich Briefe und Brieffragmente, welche die momentane Stimmung des Schreibenden wieder spiegeln; Karikaturen, die einen Gegner, z. B. wegen Krummbeinigkeit, verhöhnen sollten, üble Nachreden gegen eine mißliebige Person.

Niemanden wird es Wunder nehmen, daß unter diesen Autographen eine bedeutende Anzahl auf Liebe und Eiferjucht Bezug hat.

In einem Hausflur stand folgendes Graffito: „*Victoriae suae salute[m]*. *Zosimus Victoriae salutem. Rogo te, ut mihi suc[e]su[r]ras aetati meae; si putas me aes non hab[e]re*“ . . . „Seiner Viktoria Gruß. Zosimus grüßt Viktoria. Ich bitte dich, daß du mir zu Hilfe kommest, meiner Jugend; wenn du bedenkst, daß ich kein Geld habe“ . . .

An dem Eingang eines anderen Hauses fand man eine etwas anzügliche Anrede verzeichnet: „*Nicerate, vana succula, qu[ae] amas Felicione[m] et ad porta[m] deducis, illud tantum in mente habeto*“ . . . „Nicerate, eitle Haspel, welche du den Felicio liebst und ihn zum Thor lockst, dies Eine wenigstens bedenke“ . . .

Ein anderer findet Trost in dem probaten Sprüchlein: „*Nemo est bellus nisi qui amavit mulierem*.“ „Wer nie ein Liebchen hatte, der ist kein braver Mann.“ Wieder ein anderer seufzt: „*amans animus meus*“: „mein Herz ist voll Liebe.“

An der Basilika, dem wohlerhaltenen Gerichtsgebäude, machte jemand seinen Gefühlen in folgenden Versen Luft:

„Quisquis amat veniat; Veneri volo frangere costas
Fustibus et lumbos debilitare deae:

Si pot[is] illa mihi tenerum pertundere pectus,
Cus[r] ego non possim caput ill[i] frangere fuste?“

„Komme hierher, wer liebt; der Venus will ich die Rippen
Brechen mit Prügeln und ihr weidlich die Schenkel zerbläuen:
Kann mir jene das zärtliche Herz im Busen zerreißen,
Warum könnt' ich ihr nicht den Kopf mit Prügeln zerbrechen!“

Ein Liebender wendet sich gegen seinen Nebenbuhler:

„Si quis forte meam cupiet vio[lare] puellam,
Illum in desertis montibus urat Amor.“

„Wenn jemand mein Mädchen zu verführen gewillt ist,
Ihn verzehre die Lieb' einsam im rauhen Gebirg.“

Was ein anderer variierte:

„Quisquis meam f. . . . rivalis amicam
Illum secretis montibus ursus edat!“

„Wenn mir die Freundin von einem Rivalen verderbt wird,
In dem iden Gebirg möge ihn fressen der Bär.“

Ein dritter hat andere Schmerzen: „Vibius Restitutus hic
solus dormivit et Urbanam suam desiderabat.“ „Vibius
Restitutus schlief hier allein (im Wirtshause) und schmachtete
nach seiner Urbana.“

Manche Sprüche kommen wiederholt vor, z. B. der folgende:

„Quisquis amat valeat pereat qui nescit amare
Bis tanto pereat quisquis amare vetat.“

„Sei mir gegrüßt, wer da liebt; wer nicht kann lieben, der fliehe;
Zweifach Fluch aber dem, welcher die Liebe verbent.“

Dieses Graffito fand man im Hause des Banquiers
L. Cäcilius Iucundus, das im J. 1875 ausgegraben wurde; der
Inhalt desselben war aus zwei früheren Inschriften bereits bekannt.

In dem Zimmer auch eines der lezthin ausgegrabenen
Häuser stand an der Wand ein hübscher Grufß an ein Mädchen:

Vas[le] Modesta vas[le]. Valeas ubicumq[ue] [e]s

„Sei gegrüßt, Modesta, sei gegrüßt;

Möge es dir wohl gehen, wo du auch bist.“

In dem Peristyl eines Hauses fand sich folgender Herzenserguß eines Sklaven:

„Amoris ignes si sentires, mulio,
Magi properares ut videres Venerem.
Diligo juvenem (puerum) venustum; rogo: punge! iamus!
Bibisti; iamus! prende lora et excute!
Pompeios defer, ubi dulcis est amor
meus es“

Der Schreiber teilt mit, wie er einst auf einem Maultier nach Pompei geritten sei und der Treiber ihn zu langsam war:

„Wenn du, Maultiertreiber, der Liebe Feuer fühltest,
Würdest du mehr eisen, die Venus zu sehen.
Ich liebe den anmutigen Jungen; ich sage dir: stich ihn doch*)! rasch voran!
Getrunken hast du; vorwärts! nimm die Peitsche und treibe (ihn) an!
Nach Pompei bringe mich, wo mein süßes Liebchen ist“

Die Graffiti im Innern der Häuser beziehen sich häufig auf geschäftliche Verhältnisse. So verrechnete in den Wirtsstuben der Wirt (z. B. der „zum Elefanten“) auf diese Weise seine Einkäufe oder was er auf Pump ausgegeben hatte. Die Gäste wieder benutzten die Wände der Herberge als eine Art Fremdenbuch und trizelten Namen, Stand und Herkunft hin.

Die Wirte verfehlten nicht, Gäste auf jede mögliche Weise anzulocken und reklamenartige Inschriften auf dem Schilde anzubringen. (So heißt es z. B. einmal in Lugudunum (Lyon) an einem Gasthause, das Merkur und Apoll im Schilde geführt zu haben scheint: „hier verspricht Merkur Gewinn, Apollo Gesundheit, der Wirt Septumanus Aufnahme (hospitium) nebst Mahlzeit. Wer einkehrt, wird sich nachher besser befinden; Fremder (hospes) sich' zu, wo du bleibst.“) — Auf anderen Ankündigungen dieser Art werden alle Genüsse der Ceres, des Bromius, d. i. des Bacchus, und des Amor ausgebaut. Besser gestellte Personen pflegten sich um ein Privatquartier umzusehen, die Tabernen und Popinen suchte in der Regel nur das niedere Volk, wie

*) Mit dem Stachelstoch, dem „pungolo“.

Pferdeknechte und Maulthiertreiber, auf; da manche dieser Herbergen, mit denen im Notfall allerdings auch wohlhabende Reisende, namentlich Geschäftsleute, vorlieb nehmen mußten, sich keines guten Rufs erfreuten; die Wirte seien — so sagte man — unter dem Zeichen des Wassermannes geboren, fälschten die Weine und wären jeder Schandthat fähig; die Polizei rangierte sie neben Diebe und Falschspieler. Auch die Wirtinnen waren in den halbdunkeln, schmierigen und übelriechenden Schenkstuben keineswegs dazu angethan, auf den Fremden (zumal in abgelegenen Gegenden) einen anziehenden Eindruck zu machen; sie waren ordinäre Personen, die mit Hesslerinnen, Kupplerinnen, ja Hexen in einem Atem genannt wurden; das Publikum erzählte sich von der Lebensführung mancher die unheimlichsten Geschichten.

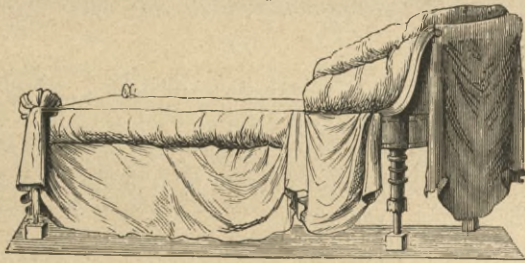
Dabei gab es auch Tabernen, in schattiger, wohlbewässerter Gegend, die von vornehmeren Leuten, namentlich der ausschweifenden jeunesse dorée, besucht wurden, wie denn Marcus Antonius in seiner Jugend ein ständiger Gast derselben war. Desgleichen wird vom nachherigen Kaiser Vitellius berichtet, daß er vor seiner Thronbesteigung in „Ausspannungen und Herbergen“ den tiefsten Ton der Leutseligkeit anzuschlagen geliebt habe.

In den Wirtshausinschriften von Pompei spielen die Schenkinnen eine nicht unbedeutende Rolle; es ist ersichtlich, daß auch diese auf das Publikum eine Anziehungskraft ausüben mußten, wenn das Geschäft gedeihen sollte. So heißt es einmal folgendermaßen: „Edone dicit: assibus hic bibitur, dipundium si dederis meliora bibes, quantus (?) si dederis vina Falerna bibes.“ „Edone (die Schenkinn) spricht: hier trinkt man für ein As; gibst du ein Doppelas, so wirst du besseren Wein trinken; wenn du mehr zahlst, bekommst du Falernergewächs.“ — Von dem starken Durst mancher Gäste legt folgende Inschrift Zeugnis ab: „Suavis vinaria sitit, rogo vos, et valde sitit.“ „Suavis dürstet nach ganzen Flaschen, ich bitte euch, er dürstet gewaltig“;

worauf von anderer Hand hinzugefügt ist: „Calpurnia tibi dicit vale.“ „Calpurnia (die Schenkin) läßt dich grüßen.“

Die Aufzeichnungen in privaten Wohnungen sind analoger Natur. Wer seine Wäsche zum Walker schickte, notierte an der Wand die Zahl der Stücke; so liest man z. B. „K. XII Maias tunica pallium nonis Maias fascia. VIII idus Maias tunicae III.“ „Den 18. April eine Tunika, ein Pallium; den 7. Mai eine Binde, den 8. Mai drei Tuniken.“ Ähnlich findet sich Buchführung über Schusterarbeit; in einer Webestube hatte ein Aufseher an eine Säule die Arbeitsleistung notiert, die er den elf Sklavinnen aufgegeben hatte.

Fig. 12.



Ein Ruhebett.

Auch der Viehstand, seine Vermehrung und sein Befinden ist verzeichnet, wie es unsere Bauern in den Kalendern zu thun pflegen. Auf der Wand des Atrium eines Hauses war die Geburt eines Eselchens am 6. Juli des Jahres 29 n. Chr. registriert; an einem anderen Orte die Geburt von Lämmern im J. 30 n. Chr.

Jemand hinterließ der Nachwelt unbeabsichtigt die Kunde, daß er einen Schnupfen hatte (*pituita me tenet*).

Endlich fehlt es unter diesen Inschriften auch nicht an solchen, die einen ernsteren Inhalt haben, wie der folgende Pentameter anzeigt:

„Discite dum vivo mors inimica venit.“

„Lernt so lange der Tod feindlich dem Lebenden droht.“

Zum Schluß dieses Kapitels einiges über die wichtigsten sonstigen Funde, die neuerdings zu Pompei gemacht wurden.

Von größter Bedeutung war die Aufdeckung des schönen Hauses des schon erwähnten L. Cäcilius Jucundus im Juli des Jahres 1875. Die Büste des Besitzers, eines behäbigen Fünfigers mit einer Warze an der linken Backe, ward links vom „tablinum“ gefunden; der Pfeiler, der sie trug, hatte die Inschrift: „Genio L(uci) nostri Felix libertus.“ „Dem Genius unseres Lucius der Freigeklassene Felix.“ Das „tablinum“ selbst glänzte in einer Farbenpracht, wie nicht leicht ein anderes in Pompei; besonders der herrliche Zimmober machte sich gut.

In dem ersten Stockwerk dieses Gebäudes über dem Porticus des Peristylum fand man die Überreste eines Holzkastens, in welchem L. Cäcilius Jucundus allerlei Urkunden verwahrte, die zufällig noch vorhanden waren: Quittungen derjenigen Personen, für deren Rechnung Jucundus Auktionen abzuhalten pflegte; ferner Quittungen der Gemeinde über die Pachtgelder ihrer von Jucundus verpachteten Grundstücke.

Diese Dokumente sind in Kursivschrift teils mit Tinte auf Holz geschrieben, teils in Wachs eingeritzt; wie sich denn die Römer für derlei Urkunden in der Regel der „Wachstafeln“ zu bedienen pflegten. Es sind hölzerne, mit einer dünnen Schicht von Wachs überzogene Täfelchen, auf welche man mit einem Stift (stilus) schrieb, der an dem einen Ende spitz, am anderen platt war; das erstere zum Schreiben, das letztere zum Wieder- ausglätten der beschriebenen Stelle; worauf man neuerdings Notizen machen konnte. Das Wachs war schwarz gefärbt und mit einem Holzrahmen eingefast, damit die beschriebenen Stellen beim Zusammenklappen des Buches sich nicht verwischten. Es gab förmliche Bücher dieser Art, sog. Polyptycha, während häufig auch nur zwei oder drei zu beschreibende Seiten, Dip-tycha und Triptycha, benutzt wurden.

In dem Hause des Cäcilius Jucundus wurden 127 solcher noch lesbarer Dipthychen und Triptychen gefunden, die sich jetzt

fämtlich im Museo nazionale zu Neapel befinden, in demselben Saale, wo die Herculanen'sischen Papyrusrollen zur Besichtigung aufgestellt sind.

Die Datierung der meisten Quittungen weist auf die Jahre 53—62 n. Chr., nur zwei stammen aus den Jahren 15 und 27; es scheint, daß das Erdbeben vom Jahre 63 den Geschäfts-

Fig. 13.



Quittungswachstafel, gefunden in Pompei 1875.

beziehungen des Iucundus ein Ende machte, vielleicht, daß die Urkundenlade schon damals verschüttet worden ist. —

In dem „tablinum“ eines anderen Hauses, das seitdem als „Casa di Orfeo“ bezeichnet wird, fand man in demselben Jahre ein großes Wandgemälde, den Orpheus darstellend, wie er im Wald sitzt und die Lyra spielt, um ihn herum die wilden Tiere, welche ruhig zu-

Fig. 14.



Pompejaner (gefunden im Februar 1883).

hören. Dies Gemälde ist deshalb von weitergehendem Interesse, weil in den römischen Katakomben ähnliche Orpheusdarstellungen gefunden sind und die Orpheusgestalt nach und nach in die des evangelischen „guten Hirten“ übergegangen zu sein scheint. (Anderer glauben, daß Orpheus als ein Vertreter monotheistischer Anschauungen, gleich der Sibylle, in die christliche Legende einfach übernommen wurde). Für die Geschichte der antiken Malerei ist es wichtig, die Übergänge in der Darstellungsweise durch die Vergleichung des pompeianischen Bildes mit denen der jüngeren christlichen Grabstätten ausfindig machen zu können. Von diesem Endpunkte aus, der mit der neronisch-flavischen Periode gegeben ist, kann die pompeianische Kunstrichtung nach rückwärts verfolgt, ihre Wurzeln in alexandrinischen Vorbildern, ihre allmähliche Umwandlung durch die italische Geschmacksweise im ersten Jahrhundert der Kaiserzeit nachgewiesen werden. Hiermit beschäftigt sich die neueste wissenschaftliche Leistung von H. Mau, die „Geschichte der dekorativen Wandmalerei in Pompei“, herausgegeben von der Redaktion der archäologischen Zeitung (1882). —

Bei der Fortsetzung der Ausgrabungen stößt man immer wieder auf die Überreste der unglücklichen Pompeianer, die von der Katastrophe ereilt wurden. Während die Fleischteile im Laufe der Zeiten verwest sind, hat sich, sofern die Verunglückten in Asche zu liegen kamen, diese infolge darauf gefallenen Regens zu einer festen Form verhärtet. Diesen Umstand benutzte Fiorelli, der frühere hochverdiente Chef der Ausgrabungen, im Jahre 1863 zu einem sinnreichen Versuch, die sonst an der freien Luft zerfallenden Cadaver zu konservieren; als man bei der Ausgrabung auf eine derartige Form stieß, ließ er die Knochen vorsichtig entfernen und die zurückbleibende Hohlform mit Gips ausgießen. Seitdem ist es wiederholt in überraschender Weise gelungen, die Haltung der alten Pompeianer in ihrem Todeskampf getreu zu fixieren und dem kleinen Museum in Pompei eine ganze Reihe von solchen Gipsabgüssen zuzuführen: ein junges Mädchen mit einem Ring am Finger; zwei Frauen, eine ältere

große neben einer jüngeren; einen riesig großen Mann, der auf dem Rücken liegt und sein Gewand krampfhaft emporzieht; einen anderen in ähnlicher Lage, den unsere Abbildung zeigt: der Schädel ist vortrefflich erhalten, der geöffnete Mund zeigt zwei Reihen glänzend weißer Zähne. Neben ihm fand man einige eiserne Schlüssel, die jedoch nicht zu dem Hause gehörten, bei dem er vom Tode ereilt wurde. Um den Leib trug er einen Gurt, wie er gebräuchlich war, die Tunika zusammen zu halten; zugleich konnte man sein Geld darin verwahren. — Auch ein Hund mit einem Halsband, der verendend die Füße von sich streckt, wurde abgegossen.

Voriges Jahr stieß man beim Graben einer Straße auf den Leichnam eines Kindes, welches den linken Arm eingewickelt hatte, mit der rechten Hand aber den Mund bedeckte, um sich gegen das Einatmen der bösen Dünste zu schützen. Der Leichnam wurde dicht bei einer Fensteröffnung gefunden, innerhalb deren man auf das Gerippe einer Frau stieß, welche die Arme nach dem Kinde ausgestreckt hatte. Sie muß, nach den gefundenen Schmucksachen zu schließen, einer wohlhabenden Familie angehört haben. Die Armbänder waren von massivem Gold und an den Fingern zwei goldene Ringe mit kostbar geschnittenen Steinen; auf dem einen Stein ist Merkur dargestellt, auf dem Fels sitzend, den Heroldstab in den Händen; auf dem anderen ist ein Füllhorn eingeschnitten. —

Ein anderer bedeutender Fund, der vorigen Herbst gemacht wurde, betrifft ein Larenheiligtum. Ich gebe den Bericht darüber, wie er vorliegt. „Die Nische, in welcher der Schrein der Hausgötter angebracht war, wird von zwei Säulen getragen, die nach Art von Marmor bemalt sind; dazwischen erblickt man ein Gemälde, Fortuna zwischen zwei Laren (letztere werden als zwei Jünglinge dargestellt, welche mit der einen Hand ein Trinkhorn in die Höhe halten, in der anderen dagegen einen Eimer, um den aus der Spitze des Trinkhorns hervordringenden Strahl aufzufangen). Auf den Stufen des

Altars standen sieben Statuetten aus kostbarem Metall und von vorzüglicher Arbeit; eine davon war beim Eintritt der Katastrophe weggenommen, weil sie vor den übrigen sich, sei es durch Kostbarkeit, sei es durch Heiligkeit, auszeichnete; die sechs anderen aber waren an ihrem ursprünglichen Platz geblieben. Die erste derselben stellt Apollo mit der Lyra dar; die Statuette selbst ist aus Bronze, das Beiwerk dagegen (der Lorbeerkranz, die Lyra u. s. w.) von Silber. Die zweite, aus Bronze, Silber und Elfenbein gefertigte, hatte ursprünglich den Merkur dargestellt, war indes später, ein merkwürdiges Beispiel für antike Umänderung, durch Beifügung der geeigneten Tracht in einen Ästulap verwandelt worden. Dazu kommen noch Merkur, Herkules und zwei Laren. Drei dieser Statuetten werden als wahre Kunstwerke bezeichnet, deren Wert die schöne saphirfarbene Patina nicht wenig erhöht.“

Vor dem Schrein hing eine Bronzelampe. — Die Statuetten wurden dem Museo nazionale überwiesen, wohin alles kommt, was in Pompei nicht niets und nagelfest ist.

Ferner wurde im Juli vorigen Jahres ein Wandgemälde mit der Darstellung einer Scene entdeckt, die mit dem Urtheil des Königs Salomon, als zwei Frauen um ihr Kind stritten, auffallende Ähnlichkeit darbot. „Ungefähr in der Mitte des Bildes erhebt sich ein Tribunal: dort sitzt ein härtiger König, durch den Scepter als solcher gekennzeichnet, und ihm zur Seite je ein Beisasse; die drei sind im Gespräch miteinander begriffen. Hinter ihnen stehen sechs Soldaten mit Schild und Lanze; zwei andere Krieger stehen bei Seite. Vor dem Tribunal, links hin, befindet sich ein großer runder vierbeiniger Tisch, auf demselben liegt rücklings ein nacktes Kind, welches ein Soldat mit einem großen Messer mitten durchzuschneiden sich anschickt, während ein Weib eine Hand auf die Brust des Kindes legt. Ein zweites Weib, mit gelöstem Haar, kniet zu Füßen des Tribunals und erhebt flehend ihre Hände zu den Richtern. Eine Gruppe von Zuschauern schließt links die Darstellung ab.“ Die Menschen sind karikiert dickköpfig

und kurzleibig dargestellt: es scheint, daß wir es mit einer Parodie der jüdischen Überlieferung von dieser Begebenheit zu thun haben; wie eine solche in Alexandria, wo die Juden eine bedeutende Rolle spielten, nicht Wunder nehmen dürfte. Die zu Alexandria beliebte Darstellung fand in Pompei Nachahmung; denn auch hier, auf italischem Boden spielten die orientalischen Kulte und ihre Diener eine Rolle und fehlte es ihnen gleichzeitig nicht an Gegnern. —

Nach dem Gesagten ist es begreiflich, wie Bulwer in die Versuchung kam, seinen berühmten Roman „Die letzten Tage von Pompei“ zu schreiben. Das Leben der Pompeianer und ihre häuslichen wie öffentlichen Einrichtungen, die Bestrebungen freundlicher wie feindlicher Art, welche die verschiedenen Volksschichten charakterisierten, liegen klar vor uns. Die Lage, in der die Leichen gefunden werden, läßt auf die Umstände ihres Todes schließen.

Mag man immerhin bedauern, daß die Aufdeckung Pompeis seinen völligen Untergang besiegelt, da die ausgegrabene Stadt vor den Unbilden der Witterung dahinschwindet; die Altertumsstudien werden durch die „Scavi di Pompei“ in eminentem Grade befruchtet. Unseren Nachkommen bleibt Herculaneum und Stabiae immerhin vorbehalten. —

II. Kapitel.

Die Römer in den Provinzen.

Diese römische Kultur, wie wir sie in ihren Hauptzügen skizziert haben, erfüllte in dem halben Jahrtausend der Kaiserzeit alle Provinzen.

Im Osten blieb das griechische Element, das seit Alexander dem Großen dort überall sich festgesetzt hatte, das dominierende und vollendete sich unter der Ägide der römischen Herrscher das hellenistische System; im Innern der Landschaften, z. B. in (Klein-) Asien stieg die Kultur in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung auf dieselbe Höhe, die an der Küste bereits früher erreicht war.

Bei alledem war der Orient, wenn auch unterjocht, ein mächtiger Faktor in der Entwicklung des Reiches, das nicht länger mehr einen nationalen, sondern einen kosmopolitischen Charakter an sich trug. Die Nationen und ihre Gebräuche mischten sich, die alten Gegensätze schliffen sich ab; nirgend zeigte sich dies deutlicher als auf dem Gebiete des Religionswesens, wo jetzt iranische, semitische und hamitische Anschauungen und Lehren, vermittelt durch die griechische Weltsprache, Verbreitung fanden und die Diskussion im Laufe der Jahrhunderte dazu beitrug, ein bleibendes Resultat zu schaffen: ein neues einheitliches religiöses System. In Alexandria, wo Griechen, Juden und Ägypter in ziemlich gleicher Stärke neben einander saßen, kam die Diskussion im Zeitalter der Antonine zum entscheidenden Abschluß.

Andererseits erfuhr der Orient die Rückwirkung des römischen Einflusses. Neben dem griechischen Idiom war überall das

römische, als die eigentliche Reichssprache, eingeführt und erließen die Statthalter zweisprachige Erlasse. Wer mit dem römischen Bürgerrechte betheilt wurde, hatte die Kenntniss der lateinischen Sprache nachzuweisen. Die Sprache der Armee war die lateinische und Kaiser Tiberius befahl den Soldaten, wenn sie griechisch um ihr Zeugnis gefragt würden, lateinisch zu antworten. Wo öffentliche Bauten auf Staatskosten ausgeführt wurden, erhielten sie lateinische Bezeichnungen: *strata* (die „Straße“), *pons* (Brücke), *castellum* u. s. w. Die Datierung aller offiziellen Urkunden war die lateinische, mochten auch im Orient die alten Ären nach Olympiaden, nach den Seleuciden, in Ägypten nach dem alleinheimischen Königsjahr fortgeführt werden oder Städte und Provinzen nach ihrer Rekonstituierung durch Rom eine neue lokale Zeitrechnung begründen. In den weniger wesentlichen Dingen ward dem Provinzialismus kein Hindernis in den Weg gelegt; in Syrien gebrauchte man neben dem römischen das landesübliche Provinzialmaß; in Ägypten baute man in alter Weise Tempel und verehrte den Augustus genau so, wie früher die Ptolemäer oder die Pharaonen. Anstatt das einheimische Wesen zu bekämpfen, setzte man vielmehr an die wichtigsten Punkte römische Kolonien hin, die bald die alten Kulturstätten überflügelten. So gründete Augustus an der syrischen Küste die Kolonie Berytus, wo nachher eine berühmte Schule des römischen Rechts erwuchs; die Unterrichtssprache war die lateinische, ohne die niemand fortkommen konnte, der in den Reichsdienst trat oder mit den Behörden zu thun hatte. Erst später sind die römischen Rechtsbücher, und zwar gerade hier zu Berytus, ins Griechische und aus diesem ins Syrische übersetzt worden; sie sind in dieser Gestalt noch unter arabischer Herrschaft in Verwendung geblieben.

Berühmt ward auch Baalbet oder Heliopolis, die „Sonnenstadt“ in Cölesyrien, das ebenfalls unter Augustus zur Kolonie ward; der Sonnengott wurde durch Drakel, Festlichkeiten und Wallfahrten gefeiert, die der Stadt glänzende Hilfsquellen er-

öffneten; im Zeitalter der Antonine erstand hieraus ein prachtvoller Tempel, dessen noch erhaltene Ruinen zu den bedeutendsten von Syrien gehören.

Ähnlich erblühte Tadmör, die „Palmenstadt“ oder „Palmyra“,

Fig. 15.



Ruinen von Palmyra.

am Saum der Wüste durch den Zwischenhandel zwischen Parthien, Syrien und Arabien, von wo hier die Straßen zusammentrafen; die Stadt ward, wie es scheint, unter Septimius Severus eine Kolonie italischen Rechtes. Als um die Mitte des dritten

Jahrhunderts das Reich zusammenzuberechnen drohte, unternahm es ein einheimisches Geschlecht, auf eigene Faust die Ehre des römischen Namens zu wahren, bis die Wiederherstellung der Reichseinheit durch Aurelian (272 n. Chr.), welcher die berühmte Zenobia gefangen nach Italien führte, diese ruhmreiche Episode endigte.

Aus jener Zeit des Glanzes stammen die meisten der prachtvollen Bauten, deren Ruinen die Bewunderung der modernen Reisenden bilden: meilenlange Säulenstraßen und ein kolossaler Tempel des „Sonnengottes“, der unter Aurelian alle Aussicht hatte, das sich herausbildende monotheistisch-polytheistische System als oberster Gott zu inaugurieren.

In den afrikanischen Landschaften trat die geschichtliche Entwicklung in den ethnographischen Verhältnissen deutlich zu Tage: neben der römischen Bevölkerung kam die berberische (libyische) und die punische (kanaanitische) in Betracht. Die erstere, der hamitischen Rasse angehörig, dominierte in der Wüste, wo sie in zahlreiche Stämme verteilt lebte und von wo sie so oft als möglich das Kulturland zu überziehen pflegte, wofür die Römer wieder durch förmliche Razzias sich rächten. Das kanaanitische Element war durch die phönizische Kolonisation hierher verpflanzt worden und hatte unter der mehrhundertjährigen karthagischen Herrschaft tiefe Wurzeln getrieben; es dominierte unter den Bauern ganzer Striche des Binnenlandes, wo noch im vierten und fünften Jahrhundert n. Chr. zum Teil ausschließlich punisch gesprochen wurde und die damalige sozialreligiöse Erhebung der „Donatisten“ an ihnen den kräftigsten Rückhalt fand. Aber auch in den Seestädten älterer Gründung sprach man die ganze Kaiserzeit hindurch neben Griechisch und Latein auch punisch und erkannte man in Italien den Afrikaner an dem ihm eigenen fremdländischen Accent; wie dies z. B. von Septimius Severus, der aus Leptis an der großen Syrte stammte, ausdrücklich überliefert ist. Seine Schwester verstand das Lateinische so mangel-

haft, daß der Kaiser genötigt war, sich ihre Besuche zu verbitten, damit er in den Augen des Publikums nicht bloßgestellt würde.

Auch sonst lebte das punische Wesen fort. Die alten Kulte des Moloch und der Astarte, sowie mancher kleinerer Götter des semitischen Stammes wurden weiter gepflegt, wenn auch in den Städten unter römischem Einfluß die Namen geändert wurden; der Moloch hieß jetzt Saturnus, die Astarte war von altersher der Aphrodite und der Venus gleichgestellt worden. Ferner wurden die punischen Städte nach wie vor durch Suseten regiert, man bediente sich in denselben auf den öffentlichen Denkmälern der einheimischen Sprache und schlug bis auf die Zeit des Kaiser Tiberius Münzen mit punischer Aufschrift.

Die römische Regierung, die sonst energisch genug ins Werk ging, anerkannte das punische Idiom, das eine reiche und alte Litteratur besaß, als Kultursprache; die römischen Juristen ließen sie bei der mündlichen Abschließung von Verträgen als berechtigt zu.

Über diesen älteren Bevölkerungsschichten erhob sich wie eine dritte die eingewanderte römische.

Infolge der Zerstörung Carthagos und seiner unterthänigen Städte, soweit sie nicht durch frühzeitigen Abfall sich Gnade erwirkt hatten, war ein bedeutendes Gebiet zu Gunsten der römischen Nation eingezogen worden. Dieses ging entweder durch Kauf an römische Speculanten über, oder es wurde an diese verpachtet, oder endlich es diente zur Ansiedelung des italischen Proletariates, wie denn schon in Folge der Kolonisationsprojekte des jüngeren Gracchus 6000 römische Bürger in Afrika, Mann für Mann, mit Land beteiligt wurden.

Dies gab von Anfang an der „Romanisation“ des Landes einen viel kräftigeren Rückhalt, als es die bloße Niederlassung von Kaufleuten in den Seestädten gewesen sein würde. In der Folgezeit begegnen wir ausgebreiteten Latifundien, Dörfern mit einem Herrenhof in der Mitte. Neben Großpächtern erscheinen

auch Kleinpächter, die zur Zeit des Pflügens, des Säens, des Erntens auf dem Herrenhofe bestimmt festgesetzte Frondienste zu leisten hatten; wobei es nicht an Streitigkeiten, an Übergriffen der Großen gegen die Kleinen, an Lässigkeit der zustehenden Behörden und an regelnden Erlassen der angerufenen Kaiser gemangelt hat.

Die gewaltsame Besitzergreifung nach dem dritten punischen Kriege hatte auch sonst die größten politischen und wirtschaftlichen Umwälzungen zur Folge. Diese wiederholten sich später zur Zeit des Jugurthischen, dann des Bürgerkrieges zwischen Republikanern und Cäsarianern: zur Belohnung der Freunde, zur Bestrafung der Gegner des Diktators.

Eine ganze Reihe von Städten, die in der früheren Zeit eine bedeutende Rolle gespielt hatten, gingen zu Grunde, neue entstanden und gediehen am Ruine der anderen. So gründete Augustus in der Nähe von Zama die Kolonie Julia Assuras, welche die Bedeutung des früheren Ortes an sich zog. In derselben Weise wurde die alte Stadt Bulla regia von der Neugründung Simittu übersflügelt. Es erhellt, daß die Regierung auch hier mit voller Absicht die Politik verfolgt hat, die älteren Städte durch parasitische Neugründungen zu chicanieren und so das Afrikanertum durch das Römertum zu ersetzen; ein Plan, der freilich in einzelnen Fällen auch mißlungen ist.

Erst im zweiten und dritten Jahrhundert gelang es Römertum und Puniertum zu kreuzen und die afrikanische Latinität zu hoher Blüte zu bringen.

Am meisten wird die Bedeutung dazu beigetragen haben, zu welcher das von Cäsar begründete römische Carthago gelangte. Als Hauptstadt der Provinz Afrika ward Carthago in der Kaiserzeit neuerdings Roms Nebenbuhlerin und eine der größten Städte des Reiches: es mag wieder an die 700 000 Einwohner gezählt haben, wie in der punischen Zeit seiner Blüte; es heißt wohl in der Litteratur der Zeit „das afrikanische Rom“, die „erhabene Stadt“ u. s. w. Ihr Gemeinderat wird dem

Senat verglichen; die Einteilung in Regionen, wie sie in Alexandria, Rom, später in Konstantinopel durchgeführt wurde, findet sich auch in Carthago. Ebenso waren die Anstalten für die Verproviantierung, die Pflasterung, die Beleuchtung ohne Zweifel nach demselben Vorbild geordnet.

Die Hauptgöttin der Stadt war die Juno Cölestis, d. i. die Astarte. Einmal, unter Caracalla, ward sie sogar zur Hauptgöttin des Reiches erhoben; wie denn das Kofettieren mit dem Puniertum unter diesem Sprößling des Septimischen Hauses in Mode kam; dem Hannibal, einst dem Schrecken von Rom, wurden jetzt Statuen errichtet. Die „Augusta Cölestis“, wie sie auch hieß, hatte in Carthago einen großartigen Tempel, neben ihr die anderen punischen Götter; dem Baal-Saturnus sollen noch immer heimlich Menschenopfer dargebracht worden sein.

Rings um den Landungsplatz am geräumigen Hafen, der durch eine Kette gesperrt werden konnte, lagen die Magazine der reichsten Kaufleute; an Palästen, Thermen, Tempeln, Aquädukten war eine große Zahl vorhanden.

Wie alle großen Städte des Reiches enthielt auch Carthago eine weichliche, schlemmende, ausschweifende Menge: es strömte hier alles zusammen, was in der Provinz Geld oder nichts zu thun hatte. Zudem brachte der Handel und der Seeverkehr beständig Fremde hierher. Für alle möglichen Zerstreungen war hier wie in Rom bestens gesorgt: man hatte Theater, Straßenpromenaden, das Leben auf dem Forum und in den Gerichtssälen, am Hafen; Volksfeste aller Art. Daneben eine Lieberlichkeit, wie sie in südlichen Hauptstädten ganz besonders vorherrscht.

Nicht weniger als die Stadt selbst wird von den Zeitgenossen ihre Umgebung gerühmt. Rings um Carthago lagen die Landhäuser und Gärten der reichen Besitzer, wo diese ihre Villeggiatur abhielten. Da wechselten in bunter Reihenfolge Haine von Elbäumen, Rebengelände, ährenschwere Getreidfelder; im Vordergrund die See mit ihren kühlenden Lüften.

Zur Zeit der Weinlese entfaltete sich das regste Leben und Treiben.

Die Denker und Schriftsteller zogen sich dann zurück in die Einsamkeit der Natur und lebten dieser wie der litterarischen Arbeit: in lauschiger Stille unter dem schattigen Dache des Weinlaubes. Einer von ihnen, Cyprian, hat diese Situation mit den lebendigsten Farben geschildert.

In der Blüte der Litteratur wetteiferte Carthago, wo alle bedeutenderen Afrikaner längere oder kürzere Zeit sich aufhielten, seit den Antoninen erfolgreich mit Rom und überflügelte es sogar: Apuleius von Madaura ward der bedeutendste Romanschriftsteller der Zeit, zu dessen populärwissenschaftlichen Vorträgen die vornehme Welt sich geradezu drängte; der Statthalter selbst beteiligte sich am Applause; der Autor ward mit Statuen geehrt und zum Oberpriester erwählt — eine der höchsten Ehren, die ein Pitterat damals erlangen konnte.

Auf Apuleius folgte eine ganze Schar von anderen talentvollen Schriftstellern, deren Wirksamkeit sich gleichfalls nicht auf Afrika beschränkte; schließlich formulierte der letzte in der Reihe, Augustinus, die neue Weltordnung in einem der wirksamsten Bücher, die je geschrieben worden sind: in seinem „Staate Gottes“.

Nie seit der römischen Herrschaft ist die Nordküste von Afrika wieder zu solcher Blüte gelangt. Hundert Meilen ins Land hinein erstreckte sich das kultivierte Terrain; bis gegen das heutige Fezzan zu findet man römische Bauwerke, welche unzweifelhaft einer dauernden Niederlassung ihren Ursprung verdanken. Selbst Amphitheater kommen in jetzt ganz einsamen Gegenden vor, wo aus Gauen oder militärischen Ansiedelungen römische Städte erstanden waren.

Unsere Abbildung zeigt das Amphitheater der Stadt Thyssdrus (südöstlich von Carthago), die wir aus den römischen Geographen kaum dem Namen nach kennen.

In Numidien war Cirta, das unter Konstantin sich umnannte und daher noch heute den Namen Konstantine führt, die wichtigste Stadt. In ihrem Gebiete erwachsen eine Reihe von anderen Kolonien, darunter Rusicade (das heutige Philippville), welche bis ins dritte Jahrhundert von den Magistraten von Cirta regiert, später als selbständige Gemeinden konstituiert wurden.

Fig. 16.



Amphitheater von Thysdrus in Afrika.

Nach Westen zu nehmen die Spuren der ehemaligen römischen Kultur ab, die Landschaft war hier nicht so reich gesegnet wie das Gebiet von Carthago, eine der Kornkammern des Reiches; doch sind zahlreiche kleinere Ortschaften emporgekommen, in denen sich in der späteren Kaiserzeit ein angemessener Wohlstand entfaltete. An der Küste des heutigen Marocco waren von Augustus mehrere Kolonien gegründet und der spanischen Provinz

Bätica zugewiesen worden, die Vorläufer der heutigen „Presidios“. Von diesen aus führten die Straßen ins Innere, wo in der Nähe des heutigen Miknāsa die Kolonie Volubilis lag; dort sind neuestens Ruinen von Aquädukten und Bauwerken mit Thoren, Säulen u. s. w. nachgewiesen worden.

In Spanien hatte Rom seine Herrschaft über den Trümmern der carthagischen begründet und damit die über die früher

Fig. 17.



Ruinen eines römischen Aquäduktes bei Konstantine in Algerien.

unbezwungenen iberischen und keltischen Stämme vereint; auch dieser historische Entwicklungsgang spiegelte sich in der Kaiserzeit noch lange wieder.

In der südlichsten Landschaft, der vom Bätis (dem heutigen Guadalquivir) durchströmten „Bätica“, lag Gades, eine phönizische Gründung, wo man die alte Nationalität und den alten

Kult des Bal und des Melkart trotz des römischen Firnisses, der sich darüber legte, zähe festhielt. Die Regierung war den Gaditanern günstig, da die Stadt den gesamten Export der westlichen Landschaften nach Italien in der Hand hatte und ihre Bürger zu den geldkräftigsten des ganzen Reiches gehörten; Augustus gab ihr römisches Municipalrecht und machte sie zum Vorort eines der Gerichtsprängel der Provinz.

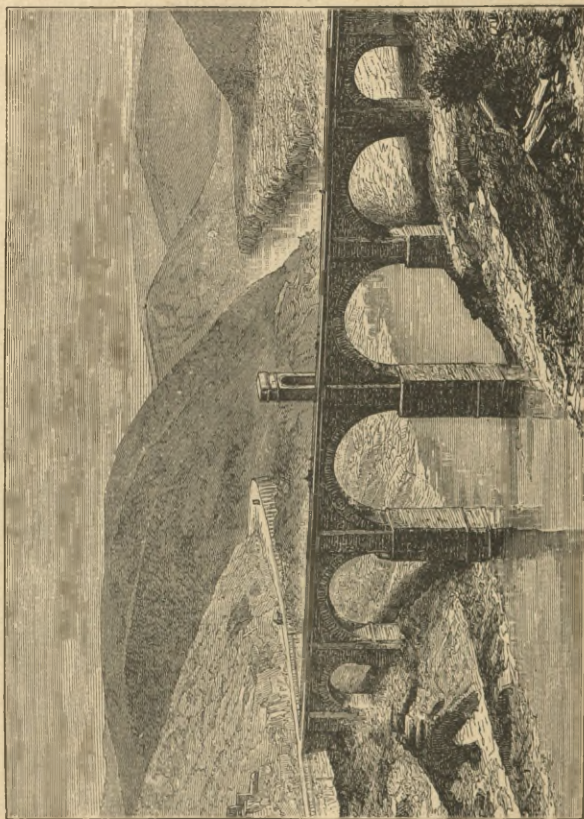
Die anderen phönikischen Gründungen an der Küste waren im Laufe der Zeit eingegangen oder verfallen: ein Stück „Altertum“ für die Römer selbst, die aus den Nachrichten phönikischer Schiffer der älteren Zeit wohl wußten, daß an jenen unwirtlichen Sandflächen einst blühende Niederlassungen sich erhoben hatten. Auch die von den Römern besiedelten ehemals phönikischen, dann verbündeten Orte, wie Malaca, gewannen kaum größere Bedeutung; wemngleich gerade von Malaca das in Bronze gegrabene Stadtrecht (aus der Zeit des Vespasian) uns erhalten ist.

Die älteste römische Kolonie und die bedeutendste Stadt der „Bätica“ war Corduba (das heutige Cordova), wo der Statthalter residierte und das municipale Wesen fern von allem Waffenlärm ruhig sich entfalten konnte; denn abgesehen von einem Maurenauftand unter Mark Aurel, der auch Südspanien bedrohte, genoß man hier seit dem Bürgerkriege zwischen Cäsar und Pompeius eines fünfthalbhundertjährigen Friedens. Neben Corduba gelangte auch Hispalis (das heutige Sevilla) zu Bedeutung. Im fruchtbaren Thal des Bätis aber drängte sich Stadt an Stadt, der Export nach Italien führte zahlreiche römische Kaufleute hierher, welche wieder die einheimische Bevölkerung ins Interesse zu ziehen verstanden; so daß beim Tode des Augustus die bätische Provinz bereits als eine wesentlich romanisierte betrachtet werden konnte.

In Lusitanien (das heutige Portugal und ein Teil des westlichen Spanien) war Augusta Emerita (Merida) die

Hauptstadt, die, ursprünglich mit ausgedienten Soldaten bevölfert (daher „Emerita“), bald zu einer der bedeutendsten Handelsstädte heranzuwuchs, in der ein gewaltiger Verkehr sich konzentrierte.

Fig. 18.

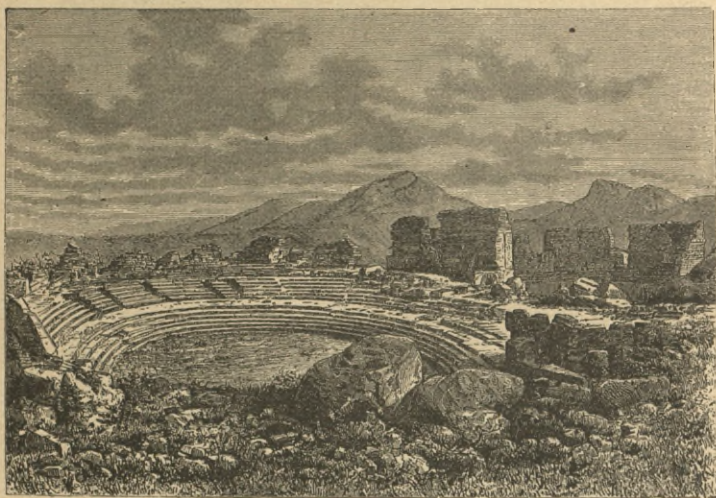


Die römische Brücke zu Alcantara in Spanien.

Zahlreiche Fremde siedelten sich hier an, Kaufleute, Wechsler, Perlenhändler u. s. w. Die Kinder jener Veteranen wandten sich den friedlichen Berufszweigen, dem Handel und der Industrie zu,

das Waffenhandwerk anderen überlassend, die noch nicht mit den Verlockungen der Civilisation so vertraut geworden waren. Augusta Emerita galt als das „spanische Rom“: mit seinem Cirkus, seinem Amphitheater, das M. Agrippa gegründet, Hadrian restauriert hat, seinen Tempeln des Mars und des Antoninus Pius, der majestätischen Brücke über den Fluß Anas (heute Guadiana) mit ihren einundachtzig Bögen. Kein Kaiser oder

Fig. 19.



Römische Ruinen bei Merida in Spanien.

Statthalter, der nicht durch ein hier ihm gesetztes Monument sich geehrt gefühlt hätte. Im vierten Jahrhundert galt Emerita unbestritten als die erste Stadt sämtlicher spanischen Landschaften, ihre Bauten sind die Bewunderung, wie einst der Araber, so der Reisenden der Jetztzeit.

Als Sommerresidenz des Statthalters und der vornehmen Leute, die dort ihre Willen besaßen, kam Dissippo (Lissabon)

empor, dessen ebenso günstige wie anmutige Lage am Ausfluß des Tagus (Tajo) ins Meer auch den Handelsverkehr belebte. Es ward die zweite Stadt der Provinz. Unter den nicht wenigen Municipien, die im südlichen Portugal gelegen waren, ist Ebora (heute Evora) wegen der wohlerhaltenen Reste eines seiner Tempel hervorzuheben. Im übrigen Lusitanien war der Küstenstrich von Lissabon nordwärts dichter besiedelt, während auf der anderen Seite das rauhe Estrellagebirge der Kultur Schranken setzte.

Im nördlichen und östlichen Spanien hatten die Römer ihre „diesseitige Provinz“ eingerichtet, wie sie als die näher an Rom gelegene bezeichnet ward; oder die „Tarraconensische Provinz“, wie sie nach der Hauptstadt Tarraco (heute Tarragona) hieß, welche „Neucarthago“, den Waffenplatz des punischen Heldengeschlechtes der Barkiden, aus seiner dominierenden Stellung verdrängt hatte.

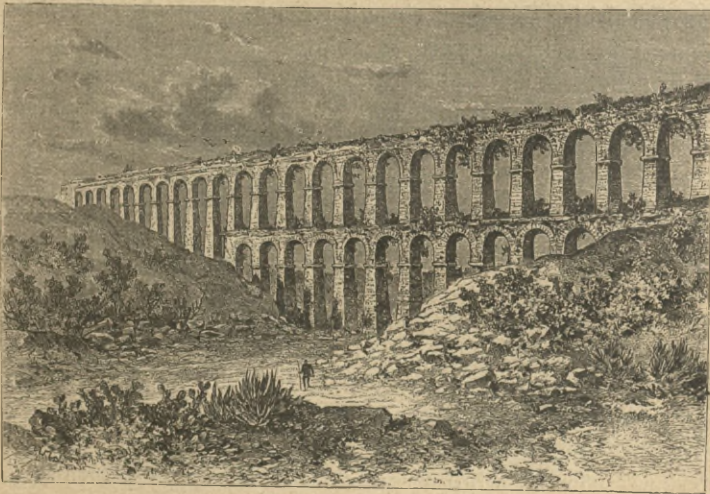
Tarraco war der Sitz des Landtags der Provinz, der aus den Deputierten der einzelnen Städte zusammengesetzt war und seine Beratungen mit einem Opfer zu Ehren des Augustus und der Roma begann. Der Altar, der auf Münzen abgebildet ist, war ein großer viereckiger Bau, architektonisch geschmückt mit Stierschädeln und Gewinden von Eichenlaub; auf der Vorderseite erscheinen ein runder Schild und ein Speer aufgehängt; wohl in Erinnerung an den cantabrischen Feldzug des M. Agrippa, während dessen Augustus krank in Tarraco darniederlegen war.

Hier im nördlichen Spanien überwog noch lange das militärische Regiment, da die iberische Bergbevölkerung, die Stammväter der heutigen Basken, keineswegs ganz unterworfen war. In der späteren Kaiserzeit erblühten in der gallacischen Landschaft gleichwohl einige bedeutende Städte, darunter Bracara Augusta (heute Braga), das eine Zeitlang sogar mit Tarraco und mit Toletum (der Hauptstadt der Westgoten) um den Vorrang stritt; ein Brennpunkt römischer Sitte und römischen Lebens unter der sonst zähe

an ihren Eigentümlichkeiten haltenden iberischen, teilweise auch keltischen Bevölkerung.

Aus diesen gallacischen Gegenden stammen einige Statuen von einheimischen Kriegern, die recht deutlich die kindliche Entwicklungsstufe der hiesigen Kunst zur Anschauung bringen: die Arme sind der menschlichen Figur enge an den Leib gelegt, die Beine nicht getrennt, der Kopf beträchtlich nach vorn geneigt;

Fig. 20.



Aquädukt bei Tarragona in Spanien.

die Ohren groß, Nase und Augen plump; um den Hals die keltische Kette, an der Seite ein kurzes messerartiges Schwert, in der Linken den kleinen runden Schild. Die Inschrift zeigt einen römischen Namen und stammt aus der neronischen Zeit. — Im Gegensatz hierzu verraten die Werke antiker Kunst, die aus den spanischen Hauptstädten sich erhalten haben, eine sehr achtungswerte Technik; dieselbe hat sich hier sogar länger auf der Höhe erhalten als in Italien und anderen Gegenden.

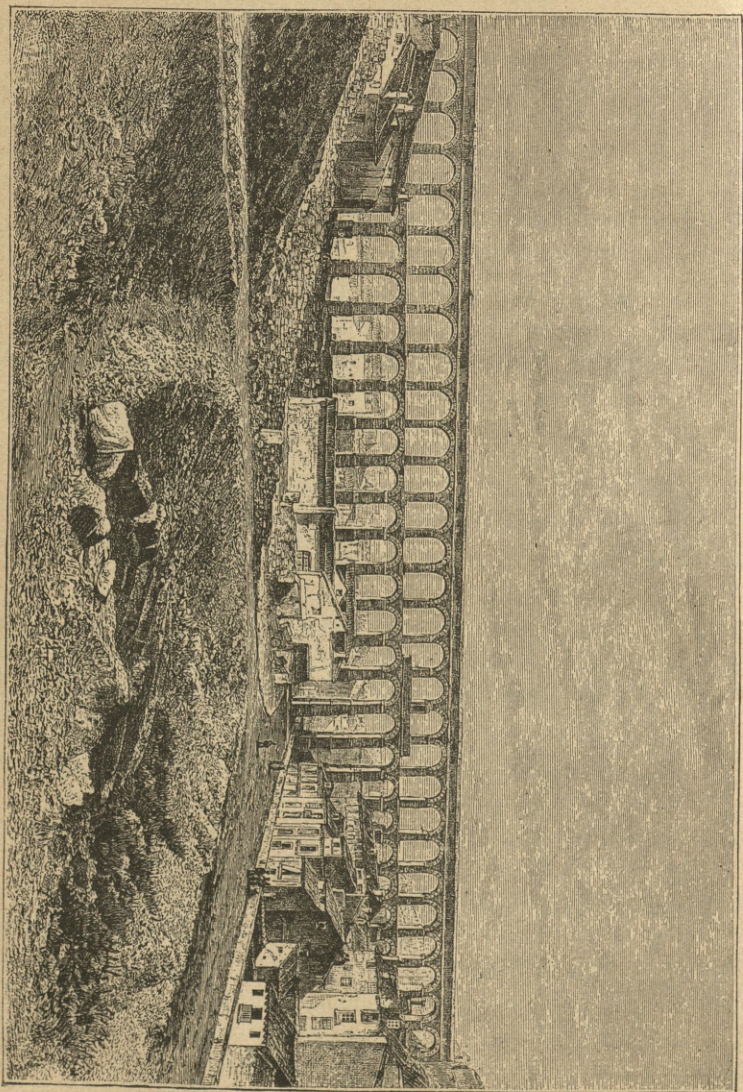
Von Bedeutung für die Entwicklung der spanischen Provinzen war nicht zum wenigsten der Bergbau, der besonders auf Silber und Zinn ging. Die Minen gehörten meist dem Fiskus oder zu den Domänen des Kaisers und standen unter Aufsicht von kaiserlichen Prokuratoren. Die Ausbeutung war an eine Aktiengesellschaft verpachtet; doch stand es dem Prokurator frei, einzelne Schächte zur Bearbeitung direkt an Private aus freier Hand zu verkaufen oder zu verauktionieren.

Die Pächter des Bergwerksbetriebs konnten weitere Verpachtungen vornehmen; wer auf ihrem Objekte schürfen wollte, hatte ihnen zu zinsen; die Zahl der zu verwendenden Arbeiter, der Umfang des Terrains wurden vertragsmäßig festgestellt. Die Bergleute siedelten sich in der Nähe der Werke an, unterstanden aber dem kaiserlichen Verwaltungsbeamten, der sie im Verordnungswege regierte. Die Gesellschaft, welche die Werke übernahm, erhielt auch für die Lieferungen an die Bergleute ein ausschließendes Monopol: das sog. Trucksystem, wie es jetzt bei unseren Eisenbahnunternehmungen in Anwendung kommt.

Wir lernten diese Verhältnisse näher kennen, als vor wenigen Jahren das in Bronze gegrabene Statut des Bergwerkes von Vipascum in Lusitanien (beim heutigen Aljustrel in Portugal) zu Tage gefördert wurde.

Interessant sind auch die Einsichten, die wir in die Technik des römischen Bergbaus erlangen; wir hören von der kunstvollen Konstruktion der tiefen Schächte und der Pumpwerke zum Ausschöpfen der Grubenwasser. Da das Maschinenwesen noch nicht so entwickelt war, mußten desto mehr Menschen in Verwendung kommen; in den Bergwerken bei Neucarthago arbeiteten 40000 Menschen. Das Rohmaterial wurde entweder im Schmelzofen, oder mit der Hacke oder durch Verwaschung verarbeitet. Die Manipulation war, wie man sieht, so ziemlich dieselbe, wie sie im Mittelalter und bis auf unsere Zeit in Gebrauch geblieben ist; erst das neunzehnte Jahrhundert mit seiner großartigen Nutzung

Fig. 21.



Römische Wasserleitung bei Segovia in Spanien.

der Naturkräfte brachte einen Fortschritt darüber hinaus zu stande.

Die Römer in den Provinzen entwickelten sich in ihrer Eigenart, wie die Grundbevölkerung des Landes, mit der sie sich vermischten, die historische Tradition, die klimatischen Verhältnisse sie beeinflussten. Das geographische Moment überflügelte das nationale; schließlich entfalteten alle Afrikaner, mochten sie nun maurischer, punischer oder italischer Abkunft sein, dieselben Charaktereigentümlichkeiten, welche ihnen von den „Ausländern“ zum Vorwurf gemacht wurden; sie galten als ein Ausbund von Unsittlichkeit und Schlechtigkeit; für grausam, der Völlerei ergeben, für lüstern, für heimtückisch und perfid unter sich wie auch gegen andere; das Sprichwort von der „punischen Treue“ sei an ihnen zu erproben: sie redeten immer anders, als sie zu handeln gedächten. Es sei schwer — meint ein geographischer Schriftsteller, der sie zu charakterisieren versucht — unter ihnen einen Guten zu finden, „wenn auch unter Vielen einige Gute immerhin sein können“. Übrigens fühlten sich auch die Afrikaner in ihrer Eigentümlichkeit und gaben dies selbstbewußt zu erkennen; mit größter Hartnäckigkeit verteidigten sie im vierten Jahrhundert ihren Sonderstandpunkt in einer kirchlichen, sonst nicht sehr bedeutenden Angelegenheit gegen die angeblich zu lage Moral sämtlicher übrigen Provinzialkirchen. Der diesbezügliche Streit, um dessen Beilegung Augustinus sich endlos bemühte, verwirrte die afrikanischen Verhältnisse gründlich und leistete schließlich den Vandalen Vorschub, mit denen im Bunde man seine Heterodoxie gegen die katholische Partei bequemer behaupten konnte.

Anders waren die römischen Spanier geartet. Die Grundzüge ihrer Eigentümlichkeit erkannten bereits die Geographen der Augustinischen Zeit, indem sie zunächst auf die alteinheimische Bevölkerung Rücksicht nahmen: ihre Mäßigkeit im Essen, ihre Träg-

heit zur Arbeit, ihr stolzes gravitatisches Benehmen, ihre natürliche Schlaueit bei aller Unbildung, die todesmutige Verteidigung hinter Mauern und die Kühnheit ihres Angriffes im Guerillakrieg, der die Brauchbarkeit zum Kampf im freien Felde keineswegs entsprach; die Neigung zum Räuberwesen war angestammt und allgemein. Kurz, die Eigenschaften, die den echten Spanier zu allen Zeiten charakterisiert haben, waren bereits bei der Urbevölkerung des Landes vorhanden. Dieselben gingen auch auf die römisch-iberische Mischung über, die im Laufe der Zeiten sich bildete. In der späteren Kaiserzeit galt die Bevölkerung Spaniens als politisch und kirchlich konservativ und als der katholischen Sache (damit zugleich der Reichseinheit) aufrichtig ergeben; ohne daß es übrigens deswegen an Dissensen völlig gemangelt hätte. Die Kampfshähne, welche unbedeutende Anlässe benutzten, um ihre eigene Bedeutung und Korrektheit in das gehörige Licht stellen zu können, sind zu allen Zeiten den wirklich wohlmeinenden Leuten gegenüber im Vorteil gewesen. In Spanien waren es die „strengen“ Katholiken, die so lange schürten, bis zu Anfang des fünften Jahrhunderts der Einfall der Westgoten, Sueven, Alanen, Vandalen über die Pyrenäen erfolgte und beiden Parteien Ruhe und Frieden gebot. —

In Gallien legten die Siege Julius Cäsars den Grund zu jener römisch-keltischen Mischung, deren Eigentümlichkeiten im großen und ganzen die Franzosen bis auf den heutigen Tag bewahrt haben. Sie galten als gute Soldaten, zugleich als sehr rhetorisch beanlagte Leute.

Was den letzteren Punkt anlangt, so braucht man nur die gallischen Inschriften zu durchmustern, um davon einen Begriff zu bekommen, besonders zeichnen sich die Grabchriften durch Weitschweifigkeit und Deklamation aus. Hier nur einige Beispiele.

Eltern beklagen den Tod eines Sohnes: des süßesten Kindes, welches im Alter von 11 $\frac{1}{2}$ Jahren schon mit der Ratsherrenwürde

in Lyon bekleidet, das grausame Geschick, das ihn nur der Welt gezeigt, nicht dauernd geschenkt hat, durch vorzeitigen Tod den Eltern entrißen hat. Schon in diesen Jahren glänzte er im Studium der Wissenschaft; anhängliche Liebe in kindlichem Geiste wetteiferte mit pietätvollem Sinne; dadurch war er allen teuer geworden. Sein kurzer Lebenslauf eröffnete die Hoffnung auf eine glorreiche Zukunft, sein Tod hat langwährende Schmerzen seinen Eltern zurückgelassen. —

Ein Veteran, der am Rhein in der ersten (minervischen) Legion ausgedient und hernach in Lugudunum (Lyon) ein Geschäft eröffnet hatte, starb im Alter von 59 Jahren, 5 Monaten, 10 Tagen. „Er war geboren an einem Dienstag, an einem Dienstag ward er zum Militärdienst tauglich erklärt; an einem Dienstag erhielt er Abschied und Abfertigung, an einem Dienstag ist er gestorben.“ Man sieht, der Aberglaube mit Namen, Zahlen und Tagen war in der Kaiserzeit nicht weniger lebendig als heute. —

Ein junger Mann hatte durch eine Wohlthäterin, die ihn wie einen Sohn hielt, die Mittel bekommen, um zu studieren. Aber o ungünstiger Stern, der über seiner Geburt wachte! Es war ihm nicht gegeben, sich zu erfreuen, weder seiner selbst noch dessen, was ihm zugebacht war, sondern nur dies Grabmal, das die unglückliche Frau ihm und sich gesetzt hat. —

Ein Grabstein zeigt die Lebenslust der antiken Welt: „Du, der du dies liest, geh' baden ins Apollonbad, wie ich es einst mit meiner Frau gethan; ich wünschte, ich könnte es noch.“

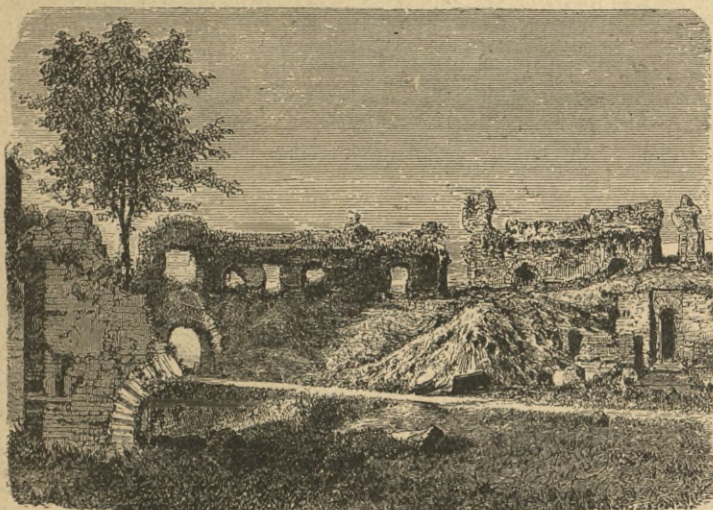
Auf einer besonders langatmigen Grabschrift wird der Tod eines Mannes beklagt, der bei einer Feuersbrunst ums Leben kam: er habe der Natur den geselligen Geist und den Körper seinem Ursprung zurückgegeben. —

Diese angeborene Anlage zur Rhetorik wurde durch das Schulwesen, wie es in der Kaiserzeit sich entwickelte, gepflegt, besonders zu Augustodunum (heute Autun), wo eine Art Universität war. Denselben Charakter trägt auch die Litteratur an sich, die

seit dem vierten Jahrhundert in Gallien ihr provinzielles Ge-
deihen fand.

In Gallia unterschied man die alte „provincia“ (Narbo-
nensis), von den Landesteilen, die der „vergötterte Julius“
(Cäsar) zum Reiche gebracht hatte; jene wurde durch einen
Proprätor (mit dem Titel Prokonsul) regiert; hier walteten die

Fig. 22.



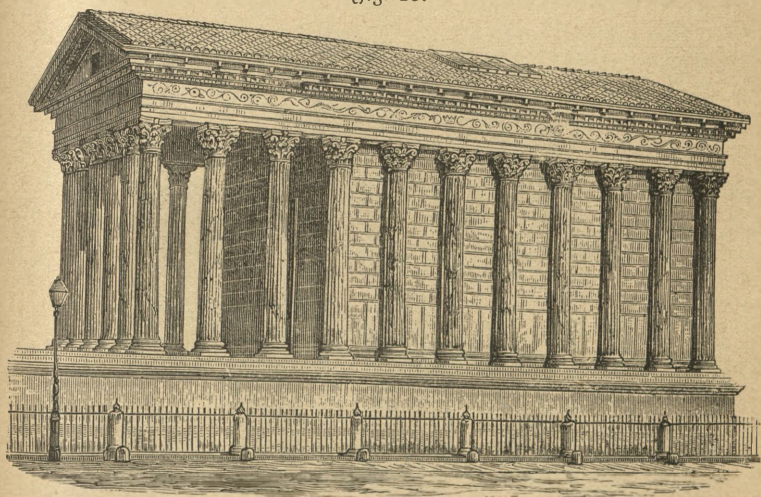
Römische Ruinen bei Tréjus (Forum Julii).

Legaten des Princeps. Einen abgesonderten Sprengel bildete
die germanische Militärgrenze am Rhein, wo die Corpsskomman-
danten die Verwaltung führten.

Die provincia Narbonensis war schon im ersten Jahrhundert
der Kaiserzeit ein völlig latinisiertes Land, mit Ausnahme von
Massilia (Marseille), der alten griechischen Kolonie, die ihr
Griechentum durch die folgenden Jahrhunderte mit zäher Aus-
dauer bewahrt hat. Die Hoheit von Massilia hatte sich früher

auch über die umliegenden Keltenstämme erstreckt, als sich aber die Stadt während des Bürgerkrieges gegen Cäsar erklärte, ward sie gewaltsam bezwungen und der größere Teil ihres Gebietes zur Anlage römischer Kolonien benutzt, die Cäsar nach den Nummern seiner Legionen benannte: so Arausio Secundanorum (heute Orange), Baeterrae Septimanorum (heute Beziers); Arelate Sextanorum (Arles); Forum Julii Octavianorum (Frejus); das

Fig. 23.



Römischer Tempel zu Nemausus (Nîmes).

letztere ward der bedeutendste Hafenplatz an der östlichen Küste und unter Augustus eine Station der Reichsflotte. Auch nach Narbo (heute Narbonne), der Hauptstadt der „Provinz“, wurde eine neue Kolonie ausgeführt, eine Reihe anderer nachher blühender Orte mit der Vorstufe des römischen Bürgerrechtes, mit dem lateinischen Recht betheilt, so Nemausus (heute Nîmes), Avenio (Avignon) und andere. Doch erhielten auch diese Orte bald das volle Bürgerrecht. Augustus konstituierte eine Reihe

weiterer Kolonien, darunter Vienna (heute Vienne) und Aquae Sextiae (Aix), seine Nachfolger vollendeten die Ersetzung der keltischen Gauverfassung durch das Städtewesen der Römer. Diese Städte der Karbonensis erfreuten sich während der ganzen Kaiserzeit einer hohen Blüte. Massilia, gefördert durch seine unvergleichliche Lage unweit der Mündung der Rhone in das Meer,

Fig. 24.



Ehrenbogen von Arausio in Gallien.

monopolisierte den Handel Galliens mit dem Orient, von woher der Kornbedarf der ägyptische Papyrus und dergl. bezogen wurden. Andererseits waren die Rhone und ihre Seitenflüsse die großen Verkehrsadern für das Innere von Gallien. Längs des Flusses, auf dem eigene Schiffergilden den Verkehr vermittelten, pulsierte ein kräftiges mit der Zeit vorschreitendes Leben. Es ist kein

Zufall, daß hier stromaufwärts von Marseille an die christlichen Dokumente sich häufen: der beständige Verkehr mit den Orientalen, von denen nicht wenige hier sich niederließen, brach der neuen Lehre die Bahn; je näher am Meer, desto älter die christliche Gemeinde.

In Narbo versammelte sich der Landtag der Provinz und blühte gleichfalls der Handel, indem ihr damals noch nicht versandeter Hafen sie mit dem Meere in unmittelbare Verbindung setzte. Ein Dichter des fünften Jahrhunderts hat die Stadt in überschwenklicher Weise besungen: ihre Läden, Säulenhallen, Bogen, Magazine, Märkte, das Forum, die Theater, den vortrefflichen Gesundheitszustand u. s. w. Es sind zahlreiche Architektur- und Skulpturfragmente erhalten, deren Material aus Afrika, Carrara, Griechenland beschafft worden war.

In Nemausus (Nismes) findet sich ein Amphitheater von 17—24000 Sitzplätzen, 133 Meter lang, mit 60 Eingängen und 4 Hauptthoren. Ferner ist erhalten das alte Forum, Tempel, Kunstdenkmäler und eine Wasserleitung über den Fluß Gardo.

Tolosa (Toulouse) zählte im vierten Jahrhundert unter die vierzehn berühmtesten Städte des Reiches, die der gallisch-römische Dichter Ausonius besang. Sie besaß vier große Vorstädte und eine „zahllose“ Bevölkerung, die durch das vom Lande nach den Städten drängende Proletariat beständig verstärkt ward.

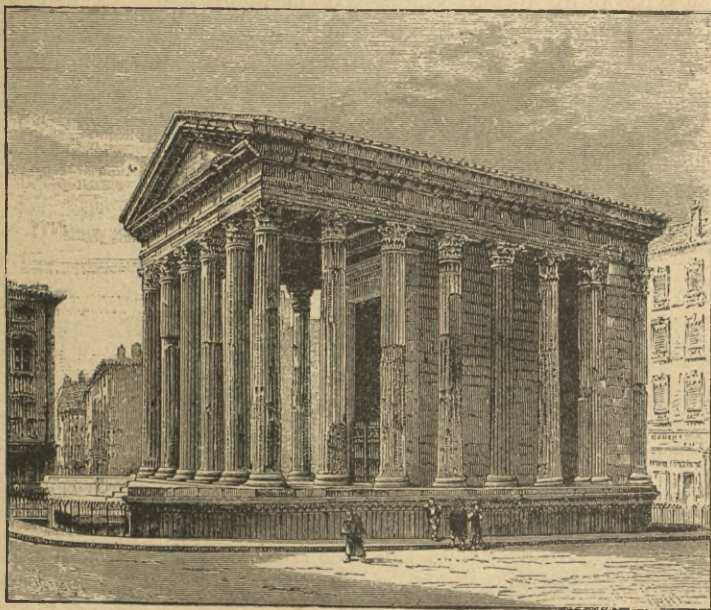
Auch Arlate (Arles), die Stadt an der unteren Rhone, wird durch Ausonius gerühmt: wie eine freundliche Wirtin öffne sie ihre Häfen, fasse durch die Rhone den Handel des römischen Reiches ein und bereichere durch ihn noch andere Städte Galliens und Aquitaniens.

Neben Massilia, mit dem es durch den 18 Meilen langen Kanal des Marius in Verbindung gebracht war, wetteiferte es im Seehandel nach dem Orient, Spanien, Afrika. Die Stadt war reich, sie heißt bei dem Dichter „ein kleines gallisches Rom“, im fünften Jahrhundert residierten dort die gallischen Schatten-

kaiser; von Prachtbauten sind ein Amphitheater zu 25000 Sizen, ein Cirkus, und bedeutende Grabdenkmäler erhalten.

Die Kolonie Vienna (Vienne) zeigt gleichfalls großartige Aquäducte, ein geräumiges Amphitheater, dessen Erker vielleicht mit einem goldenen Dächlein verziert war; Tempel, Theater, Thermen, Mosaiken u. s. w. Vienna lag am Kreuzpunkte von

Fig. 25



Tempel des Augustus und der Livia zu Vienne in Gallien.

sechs Straßen, was seiner Opulenz sehr zu gute kam, der gallische Adel hatte hier seinen Hauptsitz. Plinius d. J. erwähnt in seinen Briefen gymnastischer Spiele, welche die Sitten der Viennenser verdarben, so daß die Polizei sie zu verbieten für gut fand. Später war man auch hier weniger skrupulös. Was früher als Uppigkeit gegolten hatte, hieß jetzt Bedürfnis

oder Comfort. Im fünften Jahrhundert stritten Vienna und Arelate, welche von ihnen neben Lyon die zweite Stadt von Gallien wäre, ein Streit, in den sich die Bischöfe mischten, da es sich um die Primatialwürde für diese oder jene Stadt handelte: das waren die Anlässe zu endlosen Parteikämpfen in der letzten Zeit des Reiches.

Während in der Narbonensis eine Stadt nach der andern zu rascher Entfaltung gelangte, ging in den anderen „drei Gallien“ der Übergang von der Gauverfassung zur städtischen Organisation mehr allmählich vor sich. Der Hauptort jeder Völkerschaft entwickelte sich zur „Stadt“ derselben und trug fortan deren Namen; man sagte statt Durocortorum, die Hauptstadt der Remi, kurzweg „Remi“ (heute Reims); statt Lutetia der Pariser kurzweg Parisii (Paris); statt Agedicum, die Hauptstadt der Senones, einfach Senones (Sens) u. s. w. So haben sich zahlreiche gallische Völkerschaftsnamen in der Benennung der französischen Städte bis auf den heutigen Tag erhalten. Ganz Gallien zerfiel seit Augustus in 64 selbständige Kommunen, die auf dem Landtage vertreten zu sein das Recht hatten.

Der Sitz dieses Landtages, die Residenz des Statthalters der Lugdunensischen Provinz, zugleich die anerkannte Hauptstadt der „drei Gallien“, war Lugdunum, das heutige Lyon. Die Stadt wurde im Jahre 44 v. Chr. im Auftrage des Senates durch den Statthalter L. Munatius Plancus begründet; auf dem Gebiete der Allobrogerstadt Vienna, wo die beiden Parteien der Römerfreunde und der gallischen Patrioten eben arg an einander geraten waren. Zur Strafe für den Unfug wurde ein Teil des Gebietes dazu verwendet, eine römische Stadt dort zu begründen: Lugdunum bedeutet im Keltischen so viel wie „Rabenhügel“ und der Rabe erscheint im Wappen der neuen Stadt.

Lugdunum ward sogleich der Mittelpunkt der römischen Herrschaft in Gallien. Augustus selbst hat sich drei Jahre hin-

durch (16—13 v. Chr.) dort aufgehalten, um die Organisation des transalpinischen Länderkomplexes durchzuführen. Auch die kaiserlichen Prinzen, die nacheinander das wichtige gallische Generalkommando innehatten, residierten gewöhnlich hier. Im J. 12 v. Chr. versammelte Drusus, der Stieffohn des Augustus, die Vertreter der gallischen Gaue um sich, und bei dieser Gelegenheit ward außerhalb der Stadt beim Zusammenflusse des Rhodanus (Rhône) mit dem Arar (Saône) der Altar eingeweiht, bei welchem am 1. August jedes Jahres der Landtag zusammenkommen sollte. In der Nähe lagen das Amphitheater und andere Festgebäude, wo scenische Aufführungen, Cirkusspiele, Gladiatorenkämpfe u. s. w. gegeben wurden. N. Gaius ließ auch griechische und lateinische Rhetoren gegen einander auftreten; schlechte Redner wurden gezwungen zur Strafe ihr eigenes Manuscript hinunterzuschlingen.

Der Landtag verfügte über die Zölle, die an den Grenzen des gallischen Sprengels erhoben wurden, und über andere Einkünfte, z. B. aus Bergwerken, die nicht direkt vom Reiche occupiert waren; bei Bemessung und Repartierung der Reichssteuern gab der Landtag sein Votum ab; auch die Erhebung derselben erfolgte durch municipale Organe. Dies waren die Geschäfte, die vom Landtag zu erledigen waren, und an der Spitze derselben stand der Oberpriester der vereinigten drei Provinzen, der „sacerdos ad templum Romae et Augusti ad confluentes Araris et Rhodani“, der jährlich aus der Elite der römischen Gallier erwählt wurde und über nicht wenige Beamte verfügte. Man sieht, wie die römische Regierung den lokalen Interessen sehr wohl Rechnung zu tragen verstanden hat.

Die ganze Organisation war ein Meisterstück römischer Verwaltungspolitik. Indem dieselbe einen religiös-politischen Charakter an sich trug, war damit dem Druidentum recht eigentlich der Todesstoß beigebracht. Dieses war vor der Eroberung an der Spitze der Nation gestanden, wenn auch Zwistigkeiten mit dem Adel die Konzentrierung seiner Kraft wesentlich gehindert hatten.

Setzt sank es mehr und mehr zum bloßen Paganismus herab, polizeilich überwacht und chicaniert, mitunter wegen Magic oder Verbreitung von Aberglauben belangt, oder bei politischen Demonstrationen in seinen eifrigsten Anhängern gestraft. Die vornehmsten Gallier ambitionierten in der Folge nur noch römische Priestertümer; diese bildeten so einen der mächtigsten Hebel für die friedliche Verschmelzung des gallischen Wesens mit dem römischen.

Der Landtag, als die Repräsentanz der gallischen Nation im Rahmen des Reiches, hatte das Recht, Ehrenbezeugungen für Statthalter oder sonstige verdiente officiële Persönlichkeiten zu votieren und Adressen an den Kaiser zu erlassen; über mißliebige Statthalter konnte man Beschwerde führen. Wir hören, daß im Jahre 225 n. Chr. eine starke Oppositionspartei vorhanden war; nur der energischen Verteidigung des angeklagten Statthalters durch einen der Deputierten verdankte dieser seine Rettung, was er wie sein Nachfolger durch Dankschreiben anerkannte: der Deputierte fühlte sich dadurch seinerseits so geschmeichelt, daß er beide Briefe auf seinen Grabstein setzen ließ; so sind sie uns erhalten. Man sieht daraus, daß die Regierung sich über Illoyalität nicht zu beklagen hatte.

Obwohl in Lugudunum der gesamte Verwaltungsapparat der gallischen Provinzen vereinigt war, so florierte die Stadt doch auch in jeder anderen Beziehung, namentlich in Handel und Gewerbe. Die Seidenindustrie, die gegenwärtig dort in so hervorragender Weise vertreten ist, datiert bis in die römische Zeit zurück; es gab in Lugudunum eine starke Kolonie orientalischer Kaufleute, welche die Seide in rohem Zustande aus den Ländern der „Serer“ durch den Karawanenhandel über Persien bezogen.

Die Verarbeitung erfolgte entweder in den Industrieorten Syriens, wie in Tyrus und Berytus, oder in Lugudunum, wo die hier angesiedelten Kleinasiaten und Syrer vermöge der energischen Art und der Gewandtheit ihres Geschäftsbetriebes, den Galliern überlegen waren. Von Lugudunum aus wurden zahl-

reiche Filialen in den übrigen Handelsstädten von Gallien errichtet; damit fanden auch die orientalischen Kulte, der Mithrasdienst wie das Christentum, hier Eingang.

Schließlich darf nicht unerwähnt bleiben, daß Lugudunum auch der Centralpunkt für den Weinhandel der nördlichen Provinzen wurde; im Laufe der Zeit überflügelten die gallischen Spezialitäten die italischen Sorten, die früher den Markt beherrschten. Ein Krug des „vinum picatum“, dem durch künstliche Behandlung ein Pechgeschmack gegeben wurde und der bei Vienna, wohl auf dem rechten Ufer der sog. Côte rôtie wuchs, wurde bis zu 1000 Sesterzen bezahlt; Martial hat ihn besungen.

Auch der Arverner-Wein, der Helvier, Allobroger, alles Vorläufer des modernen Burgunderweines, hatten guten Ruf. Die gallischen Traubensorten fanden selbst in Italien Verbreitung.

Mit dem Weinhandel Hand in Hand ging der Geschirrhandel, da man in den nördlichen Provinzen den Wein in Krügen, nicht in Schläuchen bewahrte; Lyon war auch für diesen Erwerbszweig das Centrum und seine Geschirrfabrikanten wurden dabei ebenso reiche Leute, wie die Weinhändler und die Transporteure.

Die Hauptstädte der belgischen Provinz waren Durocortorum Remorum (Reims), wo der Statthalter residierte, und Augusta Trevirorum, das heutige Trier, wo der Procurator seinen Sitz hatte, dessen Amtsbefugnis zugleich über die germanische Militärgrenze sich erstreckte. Die letztere Stadt gelangte im vierten Jahrhundert als die Residenz mehrerer römischer Kaiser zu hoher Blüte und gilt heute noch als das „deutsche Rom“.

Der Umfang der Stadtmauern läßt auf 50 000 bis 60 000 Einwohner schließen. Zu den ältesten der teilweise erhaltenen Baulichkeiten aus der Römerzeit gehören die Substruktionen der Moselbrücke und das Amphitheater, welches mit

großer Sorgfalt in den Fels gebaut ist. Zwei kleinere und zwei größere Eingänge führten zu den Sitzreihen der Arena, wo Kaiser Konstantin während seines mehrjährigen Aufenthaltes in Trier (306—312 n. Chr.) seine Fechterspiele gab. Seit diesem Kaiser, der einen Cirkus, ein Forum und Basiliken erbaute, datiert die Glanzperiode der Stadt; aus derselben stammen die erhaltenen Reste des Kaiserpalastes, die Thermen, der gegenwärtige Dom her; der letztere gehört zu den seit Konstantin im ganzen römischen Reiche gebräuchlichen Kuppelanlagen, die auf achteckigem oder rundem Unterbau sich erheben.

Gegen den Andrang der Barbaren ward Trier mit stattlichen Befestigungswerken geschützt, zu denen die berühmte „Porta

Fig. 26.



Darbringung von Naturalabgaben. (Von einem Arloner Monumente.)

nigra“ gehört: eines der Thore, welche die Stadt schlossen und als „propugnacula“ im Bedarfsfalle zur selbständigen Verteidigung benutzt werden konnten. Vor dem Stadtthor lag das Grabfeld von Trier, wo man bei neuerlicher Nachforschung verbrannte und unverbrannte Leichen neben einander gefunden hat.

Die Grabdenkmäler der Moselgegend zeichnen sich durch die lebendige Charakteristik der einzelnen Persönlichkeiten aus; so auf dem berühmten Monument der Familie der Secundinier zu Tzel, $1\frac{1}{2}$ Stunde südwestlich von Trier. Im vorderen Hauptfeld sieht man den alten Secundinius von seinen beiden Söhnen Securus und Aventinus Abschied nehmen. Der ältere hält ein Tuch auf fallend präsentierend, woraus man schließt, daß wir es mit Tuch-

fabrikanten zu thun haben. Auf den anderen Bildern sieht man ein Familienmahl dargestellt, ferner die Darbringung von Naturalabgaben durch die Pächter; was auch sonst auf Denkmälern jener Gegend, zu Arlon (Orolaunum) und Neumagen (Noviomagus) wiederholt vorkommt: die Leute bringen ein Schaf, einen Hahn, Fische, ein Körbchen voll Äpfel, Eier; mitunter kommt auch bares Geld vor.

Daß der Moselwein schon in römischer Zeit Anklang fand, wissen wir durch den Dichter Ausonius und wird durch den Anblick der Monumente bestätigt: wir sehen Mädchen, die mit

Fig. 27.



Von einem Monumente der Moselgegend.

hochgehaltener Traube tanzen; Weinkrüge mit Stroh umwunden; Schiffe voll Weinfässer und Schiffsleute.

Die Untersuchungen über diese interessanten Zustände, die F. Hettner in Trier anstellte, erstreckten sich auch auf die erhaltenen Wohngebäude, die mancherlei Abweichungen von dem italischen Häuserbau zeigten. Das rauhere Klima forderte eine stärkere Verwendung des Fensterglases und Vorkehrung für die Erwärmung der Räume, wobei die Heizvorrichtungen der Bäder sich als praktisch erwiesen.

Der Hof, das Atrium, mußte gedeckt, größere Zimmer und Wirtschaftsräume mußten eingerichtet werden, da das Leben sich hier mehr in das Innere der Häuser verlegte; so daß der

ganze Grundriß dieser nordisch-römischen Bauten mit dem der pompeianischen sich kaum mehr vergleichen läßt.

Die Villen, deren es um Trier nicht wenige gab, dienten entweder zu Wirtschaftszwecken oder zum Landaufenthalt der reichen Besitzer. Erstere sind quadratisch angelegt, mit einem großen unbedeckten Hof in der Mitte, der allseits von Wirtschaftsgebäuden umschlossen war. Die Lustvillen hingegen waren langgestreckt, eine Veranda nahm die ganze Länge der meist nach Süden gewendeten Front ein, von der man die schöne Aussicht auf die Umgebung genießen konnte.

Von solchen Villen, die längs der Mosel sich hinzogen, singt Ausonius in seiner „Mosella“, wo die ganze Landschaft idyllisch beschrieben ist.

In Britannien waren die bedeutendsten Städte Londinium, das heutige London, schon damals der Sitz eines ausgebreiteten Handelsverkehrs; und Eboracum (York), seit dem zweiten Jahrhundert das militärische Centrum des Landes und nachher mehrmals Residenz der britischen Teilkaiser. Die meisten anderen römischen Orte erschienen später den erobernden Angelsachsen als „Castra“ und behielten demnach die Namen: Colchester (aus Colonia und Castrum zusammengesetzt, da der Ort, ursprünglich Camulodunum genannt, die erste römische Kolonie in Britannien war); Gloucester (aus Glevum-castrum); Chester (d. i. einfach „castrum“, da der betreffende Ort, Deva, durch eine Legion belegt war); Caer-leon (aus „castrum legionis“, da auch hier, in dem früher Eboraca genannten Orte, eine Legion ihr Hauptquartier hatte) u. s. w. Dagegen wurden die alten britischen, in natürlich befestigter Lage gelegenen Orte von den Sachsen als „Burgen“ bezeichnet und sind auch diese Namen bis zum heutigen Tag in Gebrauch: so Shrewsbury, Peterborough, Canterbury u. s. w.

Sofort nach der Eroberung des Landes brachten die Römer die altberühmten Minen von Zinn und Blei in Gang; die gefundenen Bleibarren tragen den Namen des Kaisers und des

Bergwerkes. Ebenso kommen die Stempel von Privaten vor. Die betreffenden Distrikte erhielten auch hier früh eine vorwiegend römische Bevölkerung. Fünfzehn Jahre nach der Occupation wird deren Zahl auf 80 000 angegeben, wir hören, daß reiche Römer, wie z. B. der Philosoph und Minister Seneca, ihre Kapitalien in britannische Unternehmungen steckten, wohl auch Buchergeschäfte betrieben. Ein Aufstand, der darüber ausbrach, mußte mit blutiger Strenge unterdrückt werden.

Im übrigen nahm die Insel unter römischer Herrschaft einen früher ungekannten wirtschaftlichen Aufschwung; schon vier Jahre nach der Eroberung ward die Kirse dorthin verpflanzt. Im vierten Jahrhundert galt Britannien als reich an Getreide und Weide, an Vieh und dessen Produkten, durch seine Metalle, seine Häfen, seine Steuerkraft. Auch die Rebe gedieh und machte mit ihrem Produkte den einheimischen Spirituosen Konkurrenz.

Mit den unteren Rheingegenden wurde ein reger Verkehr unterhalten. Von Britannien aus fuhren die Kornschiffe hinüber an die Mündung des Flusses und dann aufwärts, um die dort stationierten Legionen zu verproviantieren. Es galt als eine Hauptfrage für die Aufrechterhaltung der römischen Herrschaft in jenen Gegenden, daß dieser Verkehr nicht abgeschnitten würde.

Der Rhein und die Donau waren damals römische Ströme, an deren Ufern sich ein reges Leben und Treiben abspielte.

Die Städte Xanten (castra Vetera, später colonia Ulpia Traiana), Köln (colonia Agrippina), Bonn (Bonna), Mainz (Moguntiacum) mit dem gegenüberliegenden Kastell, Wiesbaden (Aquae Mattiacae), Baden-Baden (Aquae Aureliae), Straßburg (Argentoratum), Worms (civitas Vangionum), Speier (civitas Nemetum), Basel (d. i. Basilea, die „Kaiserburg“, da im vierten Jahrhundert hier das kaiserliche Hauptquartier gegen die Alemannen lag) und andere gehen in ihren Anfängen auf die römische Zeit zurück; einige erwuchsen aus keltischen Dörfern zu römischen Städten, wie man aus den Namen, z. B. von Moguntiacum,

wird schließen müssen. Viele bezeugen noch gegenwärtig durch ihre quadratische Begrenzung den Ursprung aus Castellen.

Seitdem die Grenze über dem Rhein und der oberen Donau von der Lahn auf „castra Regina“ (Regensburg) herunterging, d. i. seit der Regierung des Kaisers Domitian, bildete das

Fig. 28.



Mainz und Kastell auf einem Medaillon des Kaisers Maximian.

zwischen Rhein, Donau und Neckar eingeschlossene Dreieck die sog. „agri decumates“ oder das Zehentland. Hier hatten die Römer die germanische Bevölkerung ausgetrieben und hauptsächlich wanderungslustige Gallier sich niedergelassen. Zahlreiche erhaltene Denkmäler, wie Reste von Wohngebäuden, Villen, Badeanlagen, Statuen, Mosaikböden u. s. w. bezeugen eine gewisse Behändigkeit der Lebensführung bei den Bewohnern dieser Gegend.

Daran schloß sich die Provinz Rätien, die Augusta Vindelicorum (Augsburg) zur Hauptstadt hatte und bis an den Inn reichte, auch die Alpenlandschaft, die östliche Schweiz und das deutsche Tirol einschloß. Östlich davon lag Noricum, wo man sich verhältnismäßig rasch dem römischen Wesen angeschlossen. Beim heutigen Laibach (Aemona), Pettau (Petovio), Cilli (Celeia), Klagenfurt (Virunum), St. Peter im Holz (Teurnia), Sienz (Aguontum) konstituierten sich schon unter der Julisch-Claudischen Dynastie römische Municipien. Marc Aurel begründete Dvilava (heute Wels) als Kolonie.

Auch im südlichen Pannonien (Ungarn, Kroatien, Slavonien) erwuchsen bedeutendere Orte: Sirmium (bei Mitrowitz) ward zur Zeit der Reichsteilung unter Diocletian die Residenz eines der Kaiser.

Nach Dacien (Siebenbürgen, Moldau, Walachei, d. i. die heute hauptsächlich von Rumänen bewohnten Landschaften) hatte Kaiser Traian zahlreiche Kolonisten aus der ganzen römischen Welt geführt, da das Land durch den rücksichtslos geführten Eroberungskrieg völlig erschöpft war. Zugleich wollte man hier in der Grenzmark eine Bevölkerung pflanzen, deren Interesse mit dem des Reiches durchaus identisch war. Es ist nahezu das einzige Beispiel von civiler Kolonisation in der Kaiserzeit, da man sonst nur Veteranen verwendete — Italien hatte keinen solchen Überfluß an Menschen mehr, daß man die Emigration hätte begünstigen mögen —; ausdrücklich wird berichtet, man hätte die Ansiedler hierhergebracht, um den Ackerbau und das städtische Leben in Flor zu bringen.

Sarmizegetusa, die frühere Hauptstadt der dacischen Könige, ward durch Traian zur römischen Kolonie gemacht, an die sich bald andere angeschlossen. Die Stadt nahm, wie die Inschriften und die sonstigen Überreste (darunter ein Amphitheater) erweisen, einen bedeutenden Aufschwung; hier kam der Landtag der „drei Dacien“ zusammen, der nach dem Vorbilde des Landtages der „drei Gallien“ konstituiert war.

Auch die Bergwerke im siebenbürgischen Erzgebirge wurden in Gang gebracht; die Art und Weise, wie die Römer die riesigen isolierten Felsmassen bearbeitet haben, erregt noch gegenwärtig das Staunen der Reisenden; jene sind nämlich von außen in die Runde gearbeitet, so daß sie einem großen zerstörten Amphitheater oder dem Krater eines Vulkans ähnlich sehen.

Als die besten Bergarbeiter in den illyrischen Provinzen galten damals die Pirufter in Dalmatien, deren zur Kolonisation des Bergdistrikts nicht wenige verwendet wurden. In den verlassenen Schächten fand man eine Anzahl von Wachstafeln, auf denen Quittungen, Kaufverträge u. dgl. verzeichnet waren. Römische Bewohner scheinen beim Einfall der Germanen und Sazygen im sog. Marcomannenkrieg ihre „Papiere“ in Sicherheit gebracht und später nicht mehr Gelegenheit gehabt zu haben, das glücklich Verborgene wieder an sich zu nehmen. —

Südwärts der Donau, in Mösien (Bulgarci, Serbien) bis an den Balkan hin, lebte in der späteren Kaiserzeit überall eine römisch redende oder doch radebrechende Bevölkerung; ebenso in der westlich anstoßenden Provinz Dalmatien, die nicht nur den heute sogenannten Küstenstrich, sondern auch dessen Hinterland, Bosnien, die Herzegowina und das nördliche Albanien umfaßte.

Der Held dieser Landschaften war Kaiser Diocletian, der aus denselben herstammte. Nach seiner Thronentsagung (im J. 305), kehrte Diocletian in die Heimat zurück und bewohnte hier nahe der Provinzialhauptstadt Salonae den herrlichen Palaß, den er sich erbaut hatte.

Aus diesem Palaß erwuchs während der Barbarenzeit die heutige Stadt Spalato, was beiläufig einen Begriff von seinen gewaltigen Dimensionen geben mag: es war ein ganzer Komplex von Baulichkeiten, bei fünfhundert Fuß breit, sechshundert lang, der in Form eines festummauerten und mit Türmen versehenen Lagers errichtet war; durchschnitten von zwei in senkrechter Richtung sich kreuzenden Straßen, deren Ausgänge (davon einer die sog. „porta aurea“) durch je zwei Türme flankiert waren. Die

Fig. 29.



Die „porta aurea“ am Palast des Diocletian.

Fig. 30.



Palast des Diocletian.

Kaiserwohnung mit ihren zahlreichen Nebengemächern (für die Leibwache, das Gesinde u. s. w.) nahm die ganze dem Meer zugewendete Seite ein, gegen die ein offener Gang von Arkaden sich aufthat; mit entzückender Aussicht auf den schönen Golf und auf die umliegenden Ebenen und Hügel.

„Vor dem Wohntrakte des Palastes lag eine mit einer Kuppel überdeckte Vorhalle und vor dieser ein prächtiger, früher gedeckter Vorhof, der zu beiden Seiten mit Bogenstellungen über hohe freistehende Säulen begrenzt ist und heute den Hauptplatz von Spalato bildet.

Zu beiden Seiten dieser Vorhalle lagen, symmetrisch angelegt, zwei Höfe, in deren Mitte je ein monumentales, tempelartiges Gebäude errichtet war.

Das eine, im östlichen Hofe gelegen und vermutlich als Mausoleum Diocletians bestimmt gewesen, ist ein wuchtiger, innen runder, außen achteckiger Bau, der mit einer wohl erhaltenen Kuppel überdeckt und mit Säulenstellungen sowohl rings im äußeren als wie rings im inneren umstellt ist. Das andere Gebäude im westlichen Hofe ist ein rechteckiges Tempelgebäude von kleineren Dimensionen und in der Form eines sogenannten italischen Prosthylos ausgeführt. Die Vorhalle und die beiden eben genannten Bauwerke ließen sich für die Zwecke der christlichen Kirche einrichten, und wir danken diesem Umstande ihre Erhaltung. Die Vorhalle wurde das Atrium für die christliche Kirche. Der große Kuppelbau, früher das Mausoleum Diocletians, wurde nun eine Domkirche und das im andern Hofe gegenüber der Domkirche gelegene Gebäude wurde zum Baptisterium.“

Die übrigen Teile des Palastes wurden zu profanem Gebrauche eingerichtet, wie es eben das Bedürfnis der vor den Barbaren Zuflucht suchenden Bevölkerung erheischte. In die engen Zwischenräume und zum Teil in die Kolonnaden und Kuppelräume wurden kleine Wohnhäuser eingebaut; im Vestibulum befindet sich gegenwärtig ein Kaffeehaus, im Promenadentrakte ein Nonnenkloster, der Südtrakt mit seinen weit gewölbten Unter-

bauten mußte dem Warenverkehr an der unteren Riva die geeigneten Magazinräume ergeben.

Gegenwärtig wird der Dom einer umfassenden Restauration unterzogen und damit dem wertvollsten Vermächtnis der römischen Architektur (neben dem Pantheon des Agrippa) die Erhaltung gesichert. Der Leiter der Restauration, A. Hauser, berichtete anfangs 1883 über den Stand der Dinge im „österreichischen Museum“ zu Wien; wir haben unsere Beschreibung seinen Ausführungen entnommen.

Die Reste des Diocletianischen Palastes versinnlichen den Übergang vom älteren römischen zu dem christlichen Baustil und zeigen, mit welcher Kraft das Weltreich unter Diocletian wieder auftrat, in Rom sowohl, wo dies die Thermen des Kaisers erweisen, wie hier in den Provinzen.

Zugleich galt Diocletian in der Erinnerung der Späteren als derjenige, welcher durch die Einführung zahlreicher römischer Kolonisten um die Romanisation in Dalmatien sich die größten Verdienste erworben hätte. Für die Provinzialen verkörperte sich in ihm die Gesamtwirksamkeit der römischen Herrschaft, die hier von lange nachhaltender Bedeutung war: die illyrische Küstenlandschaft blieb seither mit dem gegenüberliegenden Italien kommerciell wie ethnographisch auf das innigste verbunden.

III. Kapitel.

Lager- und Soldatenleben.

Das Heer ist der Arm des Staates und die Organisation des einen ein Abbild des anderen; von diesem Standpunkte aus soll das Heerwesen der römischen Kaiserzeit hier behandelt werden.

Nach der Schlacht bei Actium nahm Augustus eine völlige Neuorganisation der Reichsarmee vor. Die gewaltigen Massen, welche die Machthaber gegen einander aufgeboten hatten und deren Erhaltung den Erdkreis zu ruinieren drohte, waren überflüssig geworden; statt der zwei oder drei Armeen des Triumvirats genügte die eine des siegreichen Prätendenten, und auch diese konnte bedeutend reduziert werden. Im Innern war Ruhe eingetreten, der Krieg gegen die Parther, den die Niederlage des Crassus bei Carrhä zur Wiederherstellung der römischen Waffenehre erheischte, wurde durch eine erfolgreiche diplomatische Aktion zwecklos: der Partherkönig stellte die eroberten Feldzeichen zurück und behielt Frieden. So handelte es sich denn für Augustus wesentlich darum, den noch nicht völlig pacifizierten Provinzen Garnisonen zu geben, um die unbotmäßige Bevölkerung im Zaum zu halten, wie dies im nördlichen Spanien und in Dalmatien vorerst noch der Fall war; ferner die Grenzen des Reiches gegen allfällige Angriffe von seiten der Barbaren sicher zu stellen, die ruhige Entwicklung im Innern zu wahren.

Zu diesem Zwecke wurde das Gros des römischen Reichsheeres an den bedrohten Grenzlinien aufgestellt. Das stärkste Armee-corpß stand unter Augustus am Rhein gegen die Germanen und sollte von hier aus der römische Machtbereich bis an die Elbe hin ausgedehnt werden; ein Plan, der längere Zeit konsequent verfolgt, aber schließlich durch die Niederlage des Quintilius Varus im Teutoburger Walde vereitelt ward. — Das zweit-

stärkste Corps befand sich in den Provinzen an der Donau, die von den Dakern bedroht waren, bis K. Traian in zwei Feldzügen sie niederwarf, die feindliche Nation ausrottete und Dacien zur Provinz machte. Es sind dies die Kämpfe, welche die Reliefs der Traianssäule uns vorführen: eine unserer wichtigsten Quellen für die Veranschaulichung des damaligen Kriegswesens. — Das dritte Corps stand am Euphrat gegen die Parther; ein viertes seit Claudius in Britannien gegen Pikten und Skoten; ein fünftes längs des Saumes der afrikanischen Wüste. Die öffentliche Ruhe gegenüber Störungen von seiten der eigenen Bürger aufrecht zu erhalten, war nicht Sache der Reichsarmee, sondern der lokalen und provinzialen Milizen. Höchstens daß in Sardinien oder in Lycien = Pamphylien gegen die Unbotmäßigkeit der Bergbewohner eine oder mehrere Kohorten stationiert waren. Auch hatten einige Hauptstädte eine vom Reiche gestellte Garnison: so Rom die Garde der Prätorianer in der Stärke einer Legion, wozu noch mehrere Kohorten Polizeimannschaft kamen; in Alexandria lag das Hauptquartier der für Aegypten bestimmten zwei Legionen, in Lyon und in Karthago je eine der stadtrömischen Polizeimannschaft nachgebildete Kohorte. — Dann ward von Augustus zur Handhabung der Seepolizei eine ständige Reichsflotte geschaffen, die unter dem republikanischen Regiment so oft vermisst worden war: zu Misenum (bei Neapel) und zu Ravenna lagen ihre centralen Stationen, die von kaiserlichen Präfecten kommandiert wurden; während in den Grenzströmen und Binnenmeeren, z. B. dem „Pontus euxinus“ oder selbst dem Bodensee, Flottillen stationierten, die den Statthaltern der betreffenden Provinz unterstellt waren. —

Dies war die Verteilung der römischen Streitmacht, wie sie zum Teil schon Cäsar geplant, Augustus sie durchgeführt hat, und welche von den späteren Kaisern bis auf Diocletian hin wohl dem Bedürfnis entsprechend von Zeit zu Zeit modifiziert, in ihren Grundzügen aber getreulich bewahrt wurde. Der Fehler der ganzen Organisation, der Mangel einer Reserve, trat, so lange das Reich in seiner Kraft dastand und die Nachbarnationen

wirklich „Barbaren“ waren, nicht hervor. Zunächst mochte daran festgehalten werden, daß im Bedarfsfall die Nation selbst, nach altem Muster, zu den Waffen zu greifen habe.

Die strategische Einheit des Heeres war die Legion: beiläufig 6000 Mann römischer Bürgertruppen. Die Kontingente, welche von den Unterthanenvölkern gestellt wurden, und, wenigstens später, etwa die Hälfte der ganzen Armee ausmachten, dienten, zum Teil in ihrer nationalen Bewaffnung, als leichte Truppen; das Fußvolk in Kohorten, die Reiter in Allen zu 500 oder 1000 Mann, die entweder selbständig detachiert oder den einzelnen Legionen zugeteilt waren, so daß von dem Kommandanten der letzteren, einem kaiserlichen Legaten, in der Regel 10000 Mann kommandiert sein mochten.

Die Legion war eingeteilt in 10 Kohorten und 60 Centurien, wobei die erste Kohorte stärker war als die übrigen. Kohorten sowohl wie Centurien wurden durch Centurionen befehligt, deren Rangverhältnis danach verschieden war: der erste Centurio der Legion hieß „primus pilus“, der zweite „(primus) princeps“, der dritte (primus) hastatus“; denn obwohl seit Marius die Legion nicht mehr in die drei Waffengattungen der „triarii“, „principes“ und „hastati“ zerfiel, sondern eine einheitliche Bewaffnung der gesamten Mannschaft durchgeführt war, ist die alte Bezeichnung der Grade bei den Offizieren gleichwohl beibehalten worden. — Jeder Centurio hatte seinen Lieutenant oder „optio“ neben sich. Die Kohorten und Allen der Auxiliartruppen standen unter Stabsoffizieren von Ritterrang: Militärtribunen und Präefekten.

Die Zahl der Legionen betrug beim Tode des Augustus 25, stieg während des ersten Jahrhunderts, wesentlich infolge der Eroberung von Britannien, auf 30 und wurde von Septimius Severus, der die Garnisonen im Orient vermehrte, auf 33 gebracht. — Die gesamte Reichsarmee hatte danach eine Stärke von 250—330 000 Mann; damit bestritt man dank der Überlegenheit der römischen Waffen die Verteidigung der Grenzen in drei Weltteilen.

Das Oberkommando über die Armee führte der Kaiser, während als Kriegsminister der Gardekommandant fungierte, d. i. der höchste in der Hauptstadt weilende Offizier nächst dem Imperator. Man weiß, wie unter Tiberius sein Günstling Seian, unter Agrippina und Nero der Präsekt Burrus in dieser Stellung das Reich regierten. Unter Vespasian war sein Sohn Titus Kommandant der Prätorianer, die Nachfolge desselben im Reiche damit gesichert. Wenn die Hauptstadt ruhig blieb, gehorchten unter solchen Umständen auch die Provinzen, unter denen wieder diejenigen den Ausschlag gaben, wo die stärksten Corps stationiert waren. Die Auswahl der kaiserlichen Legaten und Militärkömmandanten hing von der Stimmung im Palaste ab: die Launen der kaiserlichen Frauen, die Gunst der Freigelassenen, das Vertrauen des Kaisers waren abwechselnd maßgebend, auch für die Dauer der Verwendung. —

Der Soldat der Kaiserzeit war im Gegensatz zu dem der republikanischen Periode, wo die Bürgerwehr die Armee gebildet hatte, Berufssoldat. Eine regelmäßige Rekrutierung fand nur in beschränktem Umfange statt, wenn das Kontingent durch Freiwillige nicht gedeckt werden konnte.

Dies war namentlich der Fall nach plötzlich eingetretenen bedeutenden Verlusten an Mannschaft, z. B. nach der Niederlage des Quintilius Varus, die drei Legionen (die 17., 18. und 19., deren Nummern seitdem kassiert wurden) gekostet hatte; oder unter Marc Aurel, als durch die große Pestilenz die Reihen des Heeres mehr als decimiert worden waren. Mitunter stellte sich auch heraus, daß die als Freiwillige sich Meldenden zum größeren Teil Laugenichtse oder ganz heruntergekommene Leute seien, die weder Disciplin noch Mut bewiesen, so daß man doch zu einer Aushebung schreiten mußte.

In Italien — abgesehen von der cisalpinischen Landschaft, die noch längere Zeit eine Sonderstellung einnahm — wurde ausschließlich für die Garde rekrutiert, während die Legionen sich aus den römischen Bürgern Oberitaliens und der Provinzen

ergänzten. Die Aushebung wurde von Reichswegen durch eigene Assentierungscommissionen vorgenommen, an deren Spitze in jedem Provinzialsprengel ein kaiserlicher Bevollmächtigter senatorischen Ranges (der „*legatus dilectuum faciendorum*“) stand. Dieser Sprengel zerfiel in Bezirke, die je einem Aushebungscommissär (*dilectator*) von Ritterrang zugewiesen wurden. Für die einzelnen Städte, oder, wenn es sich um die Auxiliatruppen handelte, für die betreffende Völkerschaft, wurde ein mit den localen Verhältnissen vertrauter Beamter beigezogen, der „*inquisitor*“.

Den letzteren traf zunächst die Verantwortlichkeit, wenn etwas versehen wurde; denn auch bei den römischen Assentierungen kamen gelegentlich Unregelmäßigkeiten vor, z. B. indem Greise und Untaugliche eingestellt wurden, nur damit sie sich loskaufen mußten; ferner wenn flüchtige Sklaven sich als Freiwillige anmeldeten und durch die Nachlässigkeit oder die Connivenz der Commission angenommen wurden. Auch wegen eines Verbrechens verfolgte Persönlichkeiten mochten versuchen in die Armee sich einzuschmuggeln. Oder es wurden Sklaven von ihren Herren unter falschen Namen vorgestellt, um nicht einen anderen Stellvertreter anwerben zu müssen; es war nämlich den Ausgehobenen erlaubt, einen „*vicarius*“, wie er technisch hieß, für sich eintreten zu lassen.

Sobald der Rekrut auf seine Herkunft von römischen Bürgern, seine Unbescholtenheit, seine bisherige Beschäftigung hin examiniert und die Wahrheit der Aussagen durch Zeugen festgestellt war, mußte noch seine körperliche Tauglichkeit konstatiert werden; wobei auf Selbstverstümmelung, die in manchen Gegenden häufig vorkam, z. B. in Italien, wo die Stellungspflichtigen sich den Daumen abzuschneiden pflegten, wie auf jeden anderen entdeckten Unterschleif, strenge Strafen gesetzt waren. Das vorgeschriebene Körpermaß („*incommma*“) betrug im Durchschnitt 5 Fuß 10 Zoll. Wurde der Mann tauglich befunden („*probatus*“), so erfolgte die Beeidigung; später die Zuteilung zu einem Truppenkörper, zugleich mit dem kontraktlichen Abschluß über die Be-

dingungen, unter denen der Militärdienst auferlegt resp. übernommen wurde; dieselben betrafen die Dienstzeit, den Sold und die Zusicherung der Altersversorgung nach tadelloser Vollendung des Dienstes.

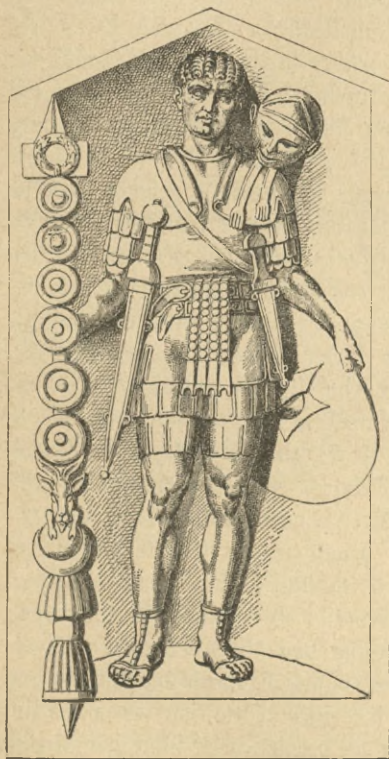
Die Dienstzeit war sehr lang; der Prätorianer diente 16, der Legionar 20, der Auxiliarsoldat 25, der Matrose 26 Jahre. Oft wurde der Soldat noch darüber hinaus bei der Fahne behalten; wie denn während des Aufbruchs, der nach dem Tode des Augustus bei den Legionen am Rhein und in Illyricum ausbrach, die Meuterer klagten, daß man Leute 30, ja 40 Jahre lang im Dienste lasse, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, daß sie längst invalid wären; es geschah mit Rücksicht auf das Budget des Reiches, um die Diensteszprämien zu ersparen. Im zweiten und dritten Jahrhundert scheint von den Legionaren durchgehends eine 25 jährige Dienstzeit verlangt worden zu sein, nur daß sie die letzten fünf Jahre von den Lagerarbeiten und den Exerzierübungen dispensiert waren und eine Zulage erhielten.

Der Sold war verhältnismäßig nicht gering, wie es in Berufsheeren mit langer Dienstzeit zu sein pflegt; er betrug für den Prätorianer 720 Denare, für den Legionar 225 Denare (fast ebensoviel Mark), was mittellose „Bürger“ immerhin anzog. Auch sonst gewährte der Militärdienst eine ausreichende Versorgung: nach tadelloser Erfüllung desselben, infolge deren er faktisch ein Invalide war, erhielt der Legionar von Staatswegen eine Abfertigung von 3000 Denaren oder die Ausstattung mit Haus und Hof, beziehungsweise die Ansiedelung in einer Kolonie: oft genug an einem Orte, wo er wesentlich „Kulturdiinger“ war, indem er die bergige oder sumpfige Gegend erst bewohnbar machen mußte. Was gleichfalls zu Klagen und Widerseßlichkeiten Anlaß gab.

Zum Solde und der Diensteszprämie kamen die Extraremunerationen, die Donative bei Thronbesteigungen und sonstigen freudigen Anlässen, welche die Dynastie betrafen: diese Donative bildeten seit Augustus einen stehenden Posten im römischen Budget.

Die Hälfte des Donativs, das oft hundert, ja tausend Denare für den Mann ausmachte, kam in die Sparkasse, die für jede Kohorte angelegt war und von den Standartenträgern verwahrt

Fig. 31.



Standartenträger.

wurde: bei Beförderung zu dieser Charge wurde daher auf Gewissenhaftigkeit und auf Schreibkunde besondere Rücksicht genommen. Die Oberaufsicht führte der kommandierende General: es ist vorgekommen, daß gelegentlich ein solcher an der Kasse sich vergriff, z. B. L. Antonius Saturninus, der Statthalter von Obergermanien, als er gegen Kaiser Domitian einen Aufstand versuchte. Neben den Sparkassen sehen wir auch das gegenseitige Versicherungswesen florieren, für welches eigene Vereine unter den Soldaten und Unteroffizieren bestanden: es wurden Einzahlungen gemacht, um nach dem Tode ein angemessenes Begräbnis zu erhalten, oder für den Fall, daß ein Unteroffizier zum Centurionen befördert wurde und

nach Rom mußte, um sich das Patent zu holen. Er bekam dann eine Summe aus der Kasse ausbezahlt.

Mancher Legionar hatte auch von Hause aus einen Zuschuß, über den er frei verfügen konnte: er war also ein verhältnis-

mäßig wohlstehender Mann, der sich zu seiner Bedienung einen Sklaven oder eine Sklavin hielt. Wir besitzen auf einer siebenbürgischen Wachstafel einen Kaufvertrag, wonach am 4. Oktober

Fig. 32.



Der Centurio Marcus Caelius (mit militärischen Dekorationen).

des Jahres 160 n. Chr. Claudius Julianus, ein Soldat der zu Apulum (bei Karlsburg in Siebenbürgen) stationierten XIII. Legion, um 420 Denare ein Weib, Namens Theodote, eine Kretenserin, kaufte.

Angesehene Municipalen traten sofort als Centurionen ein und rückten dann wohl mit zwei Freigelassenen ins Feld; wie denn das Museum zu Bonn den Grabstein des Marcus Cälius aus Bononia besitzt, worauf derselbe mit seinen beiden Bedienten dargestellt ist: sie sind miteinander in der Varusschlacht ums Leben gekommen. — Bezeichnend für diese Verhältnisse ist auch eine Anekdote, die der griechische Grammatiker Dositheus vom Kaiser Hadrian mittheilt. „Herr“, sagte jemand zu ihm, „meine Söhne sind zum Kriegsdienst ausgehoben.“ „Desto besser“, erwiderte der Kaiser. „Aber sie haben keine Übung“, fuhr der Vater fort, „ich fürchte, daß sie Fehler begehen und mich unglücklich machen.“ Hadrian entgegnete: „Sei unbesorgt, es ist ja Frieden.“ Darauf sagte der Vater: „So erlaube doch, o Kaiser, daß ich als ihr Diener im Heer diene und ihnen aufwarte.“ Aber der Kaiser erwiderte: „Das sollen die Götter verhüten, daß ich dich zum Knechte deiner Söhne mache. Ich schenke dir den Stab eines Centurio: sei du der Hauptmann, unter welchem deine Söhne dienen!“

Diese Kapitäne spielten, wenn sie den Dienst quittiert hatten, in den Municipien eine hervorragende Rolle, sowohl als Gemeinderäte wie als Bürgermeister. Mancher hatte es bis zum Stabsoffizier gebracht, womit die Ritterwürde verknüpft war, und der „Herr Obrist“ wußte zu Hause sich geltend zu machen. Auf den öffentlichen Denkmälern ist er in seiner Uniform und mit sämtlichen Titeln und Orden verewigt. Nichts berührte emporgewommene Freigelassene schmerzlicher, als wenn sie trotz alles Reichthums nicht auch in dieser Hinsicht den übrigen Municipalen es gleichthun konnten; zu den Legionstruppen und gar zum Offiziersstand hatte nur der freigeborene römische Bürger Zutritt. Darin äußerte sich das aristokratische Prinzip in der socialen Gliederung der Bevölkerung. —

Der Dienst war streng; die Prügelstrafe in Anwendung. Das Zeichen der Centurionen, die halb Hauptleute, halb Feldwebel waren, bestand in einem Nebenstock, womit die Strafen

vollzogen wurden. Es wurde unbarmherzig geprügelt, das bewiesen die Striemen auf dem Rücken manches Soldaten — es kam wohl vor, daß ein Centurio scherzweise den Übernamen „baculus“ (der „Prügel“) erhielt und denselben als Cognomen später ernsthaft führte. — Überhaupt ruhte der gesamte Dienst hauptsächlich auf den Centurionen, deren weit überwiegende Zahl aus altgedienten Leuten bestand, während die Stabsoffiziere bis auf die Zeit der Antonine den obersten Ständen entnommen wurden, ohne daß sie von der Pike auf gedient hätten: weshalb sie nur zu oft der militärischen Praxis entbehrten. Handelte es sich doch für diese Herren wesentlich darum, durch den Militärdienst ihre magistratische Laufbahn zu fördern. In der späteren Kaiserzeit dagegen sah man sich mehr und mehr veranlaßt, auch die bisher den Personen des Ritterranges vorbehaltenen Stellen durch der Truppe entnommene Leute zu besetzen.

Indem auf diese Weise der Centurionenrang die Durchgangsstufe vom gemeinen oder chargierten Legionar zum Stabsoffizier wurde, ging das Streben der Regierung dahin, denselben auch für vermögenslose Bürger pecuniär wohl zu gestalten und namentlich die Pensionsberechtigung nach ehrenvoll bestandener Dienstzeit zu regeln. Es geschah dies in derartig splendorreicher Weise, daß mitunter gewesene Stabsoffiziere, die derselben Beneficien sich theilhaftig machen wollten, formell neuerdings als rangsälteste Hauptleute, als „*primi pili*“ eintraten; sie erhielten dann die systemmäßige Abfertigung und gelangten als Präfecten oder Procuratoren in den Civildienst des Reiches. Auch muß man nicht glauben, daß sie hierfür nicht vorbereitet gewesen wären. Im Gegenteil; der Statthalter einer militärisch regierten Provinz verwendete die ihm unterstehenden Centurionen in allen möglichen Verwaltungszweigen: als Detachementskommandanten in entlegenen Landstrichen, zur Eintreibung und Abführung von Steuern oder Schuldforderungen, zur Schlichtung von Grenzstreitigkeiten, die zwischen den Gemeinden hin und wieder ausbrachen, als Aufseher des öffentlichen Fuhrwesens, als Direc-

toren von Bergwerken, zur Bewachung der zu Zwangsarbeiten verurteilten Verbrecher u. s. w. Im dritten Jahrhundert nahm die gesamte Verwaltung einen militärischen Charakter an und wurden Militär- und Verwaltungsstellen von Centurionen und Militärpraefekten durcheinander bekleidet.

Gleich den Centurionen wurden auch die chargierten Legionäre, die „*principales*“, sowohl während ihrer Dienstzeit, als nach Vollendung derselben zu Schreiber- und Verwaltungsgeschäften von den Statthaltern, den Stabsoffizieren und den kaiserlichen Procuratoren herangezogen und der Rang derselben nach dem des Vorgesetzten, dem sie zur Dienstleistung zugewiesen waren, bestimmt. Hierher gehören die „*cornicularii*“, die ihren Namen von dem sie auszeichnenden Helmschmuck (*corniculum*) hatten; die „*beneficiarii*“, deren jeder höhere Officier eine seinem Range entsprechende Anzahl für seinen Specialdienst sich wählen durfte; die als Schreiber verwendeten *librarii*, *notarii*, *exceptores*, *codicillarii*, die Registratoren (*tabularii*), die mit der Führung der Militärlisten Betrauten (*ab indicibus*) und zahlreiche andere. Dabei lag die Gefahr nahe, daß durch die Abkommandierungen und Detachierungen die Truppenkörper zersplittert und ihrer besten Leute beraubt, zugleich das militärische Moment vor dem administrativen ganz zurückgedrängt würde; zumal die Procuratoren immer geneigt waren, um weitere Mannschaften zu ersuchen. — Von diesem Gesichtspunkte aus wird man den Kaiser Traian verstehen, wenn er in seiner Korrespondenz mit dem jüngeren Plinius, als damaligem Statthalter der Provinz Bithynien, gegenüber den Anforderungen um Verstärkung der zugetheilten Mannschaften sich so außerordentlich zurückhaltend benimmt und um jeden einzelnen Mann förmlich gemarktet wird. Der Kaiser betont wiederholt den Grundsatz, daß so wenig Soldaten als möglich von der Fahne abwesend sein dürften. — Es handelte sich dabei nicht zum wenigsten um ihre Teilnahme an den militärischen Übungen, die durch die Detachierung verhindert wurde, während bei den im Centrum verbleibenden Truppenteilen der

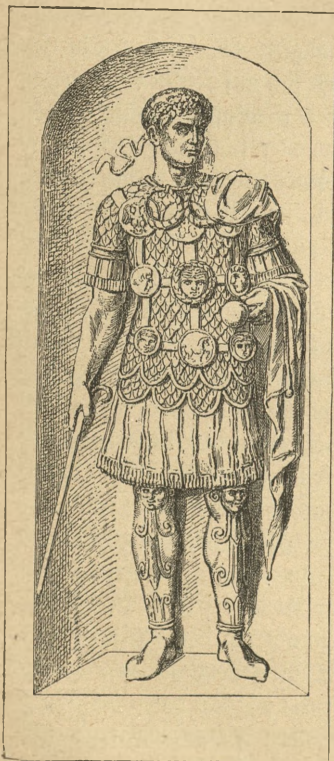
Dienst gleichfalls litt; wie dies Kaiser Hadrian bei einer später zu erwähnenden Gelegenheit ausdrücklich hervorhebt.

Die Exerzierübungen, sowohl der Rekruten wie der älteren Soldaten, waren nie unterbrochen: nur daß erstere täglich zweimal, die letzteren bloß einmal daran kamen. Der Soldat sollte immer beschäftigt sein, damit die Kosten, die der Staat hatte, sich auch rentierten. Die Übungen, die bei der Einzelabrichtung in betracht kamen, erstreckten sich auf Fechten, Schießen, Turnen, Reiten, Schanzen. Statt der Waffen benutzte man hierbei Stangen oder Stöcke. Im Sommer fanden ausgedehntere Manöver statt, zu denen die Truppen aus den Winterlagern zusammengezogen wurden. Dreimal im Monat war große Marschübung: man marschierte mit vollem Gepäck 10 römische (d. i. zwei geographische) Meilen weit, dann zurück: teils im Schritt, teils im Laufe. Dabei mußte Proviant auf 17 Tage, dann Schanzpfähle und Werkzeug mitgenommen werden. Nach jedem Marsche wurde Lager geschlagen: die Anwendung der passageren Befestigung, welche die Römer mit größter Virtuosität handhabten. Auch der Wach- und Sicherheitsdienst wurde streng eingehalten. Eine Übung, in der keine fremdländische Truppe den römischen Legionären gleichzukommen vermochte.

Die Ausrüstung der schweren Linientruppen bestand einerseits in Schutz-, andererseits in Angriffswaffen. Ein Metallpanzer oder ein mit Metallplatten besetzter Lederkoller deckte die Brust; die weiteren Bestandteile der Rüstung bildeten der Schild, der Helm und die Beinshienen, welche letztere allerdings nach und nach abkamen: die Soldaten wünschten leichter zu marschieren und zürnten den Centurionen, welche strengere Anforderungen stellten. — Um die Mitte des Leibes schloß sich über dem Panzer das „cingulum“, ein mäßig breiter Gurt aus Leder, aber mit Metallbeschlägen verziert und verstärkt. Vom Cingulum abwärts erstreckte sich ein schurzartiges Riemenwerk von vier bis acht Lederstreifen, die in allerlei Zieraten in Form von Blättern, Halbmonden u. s. w. ausliefen. Die

Soldatentracht vervollständigte das „sagum“, der Mantel, der über der Rüstung getragen und auf der rechten Schulter durch eine „fibula“ zusammengehalten wurde; wesentlich identisch da-

Fig. 33.



Centurio (mit Orden und dem Rebenstoc).

Fig. 34.



Standartenträger.

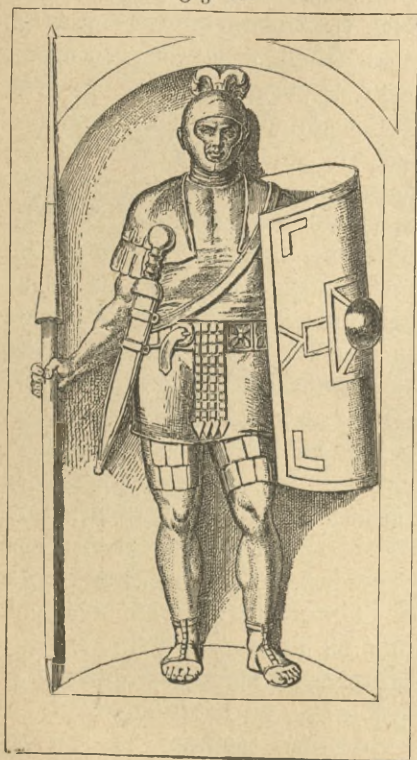
mit war der (purpurne) Mantel des Imperators, das „paludamentum“. — An eine Uniform nach modernen Begriffen wird man kaum denken dürfen — genug, wenn alle Bürger-

soldaten Panzer, Helm und Schild trugen. Auch so gab es einen überwältigenden Anblick, wenn die Truppen ausrückten: bei Paraden, die zu Ehren eines fürstlichen Besuches stattfanden, z. B. als Kaiser Nero dem Partherkönig Tiridates das Diadem aufsetzte, oder bei einer Revue, wie sie in der Provinz stattfand, wenn am Neujahrstag die Truppen den Eid erneuerten, oder endlich bei triumphartigen Einzügen in eine bezwungene Stadt — unter Vitellius oder Septimius Severus in Rom selbst. Die blankgeputzten Rüstungen glänzten im Strahl der Sonne, die kunstvoll mit Reliefs geschmückten Harnische der höheren Offiziere nahmen sich prächtig aus. Deutlich waren die Centurionen zu unterscheiden an den quer über den Helm gesetzten Kopfbüscheln. Die Schilde der Legionare zeigten die für das betreffende Regiment charakteristische Verzierung; am Schildbuckel war Legionsnummer und Centurie notiert. Die Tapfersten hatten ihre Dekorationen an: Halsketten und Armbänder aus Gold oder Silber; dazu den Brustschmuck der sog. „Phalerae“ d. i. Relieffmedaillons, die am Panzer befestigt waren. Centurionen und Standartenträger trugen die Bürgerkrone aus Eichenlaub, welche, früher für die Rettung eines Kameraden in der Schlacht erteilt, jetzt als eine Auszeichnung höherer Art betrachtet ward. So gut, wie heutzutage die Dekorationen vergeben werden nach Maßgabe des Ranges der Beteiligten, so war es auch bei den Römern: die Stabsoffiziere erhielten außer Kronen unbespizte Lanzen und Fähnchen verliehen, die sie vor sich hertragen lassen durften. — Zu alledem kamen noch die mannigfach geschmückten Legionsadler und sonstigen Feldzeichen, die bei festlichen Gelegenheiten um den Imperator konzentriert wurden. Es war der schönste Anblick, den ich je hatte — bemerkt Dio Cassius, indem er den Einmarsch der Truppen in Rom unter Septimius Severus schildert. Die Stadt war in freudiger Erregung und mit Blumen, Lorbeer und buntfarbigen Teppichen geschmückt. Man illuminierte und brannte Räucherwerk an. Die Leute waren in (weißen) Feiertagskleidern und jubelten dem Kaiser entgegen.

Hinter ihm marschierten stolzen Schrittes die schlagfertigen illyrischen Legionen. —

Die Rüstung schützte den Soldaten vor Geschossen, Steinwürfen und Feuerbränden

Fig. 35.



Legionärsoldat.

— gegen Pech und siedendes Öl war man nicht sicher; auch ein Rückzug auf ungünstigem Terrain, wie dem schlüpfrigen Lehmboden der norddeutschen Marschen oder den Sande der syrischen Wüste, führte den schwerbewaffneten Legionar ins Verderben: der Panzer zog ihn nieder, während der beweglichere Gegner triumphierte. Die geradezu vernichtenden Niederlagen des Crassus und des Quintilius Varus geben davon ein Beispiel. —

Als Angriffswaffen dienten den Legionaren das sog. „pilum“ und das kurze zweischneidige Schwert. Das „pilum“ war ein langer Spieß: zur Hälfte eine Eisenstange mit stählerner Spitze, zur Hälfte Schaft, in den das Eisen

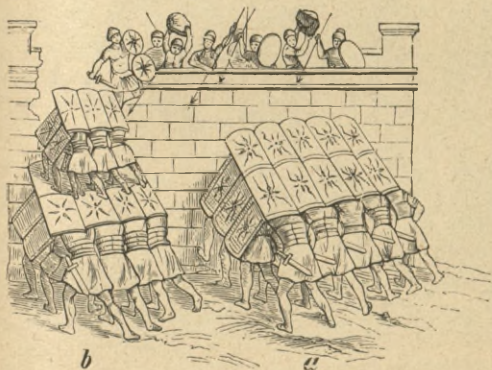
eingelassen war. Diese Waffe wurde geschleudert: durch Schild und Panzer dringend, wohl auch Ross und Reiter an einander heftend, war ein wohlgezielter Wurf von furchtbarer Wirkung. — Dieses „pilum“ war die eigentümliche Waffe der römischen In-

fanterie von den Zeiten der Republik bis an das Ende des weströmischen Reiches.

Das kurze aus Spanien überkommene Schwert war zum Nahkampf bestimmt, der nach der Decharge mit dem „pilum“ entbrannte, um die Entscheidung herbeizuführen. Dies Schwert trug der Römer an der rechten Seite, an der Linken den Dolch, der im Gurt festgemacht war. —

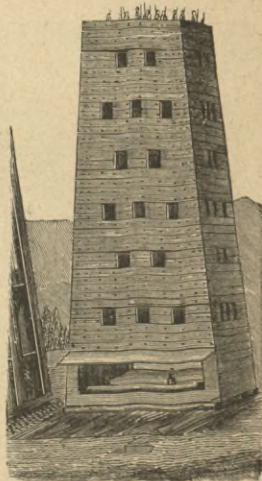
Bei den Manövern operierten die verschiedenen Truppen-

Fig. 36.



a einfache, b doppelte Schildkröte.

Fig. 37.



Römischer Belagerungsturm.

körper neben einander und wurde sowohl der Felddienst geübt, als auch nach Verbesserung der Taktik gestrebt; es handelte sich um das Formieren der Schwarmlinien, des Carrés (orbis), der „Schildkröte“ (testudo), die beim Sturm auf Wall und Mauer durch die übergelegten und aneinandergeschlossenen Schilde gebildet ward; um die zweckmäßigste Verwendung der Reiterei, die Tauglichkeit der phalangitischen Schlachtordnung, die wirksamste Ausnutzung der großen Wurf- und Schleudermaschinen, welche

die römische Artillerie bildeten; um die Dislocierung der Reserve und der leichteren Truppengattungen: der Pfeilschützen und der Schleuderer. — Auch gelegentliche Änderungen in der Ausrüstung der Legionare erfolgten nach Maßgabe des erkannten Bedürfnisses: wie denn die phalangitische Schlachtordnung, die zur Zeit des Kaisers Hadrian gebräuchlich wurde, darauf basierte, daß sie eine Tiefe von acht Legionaren hatte; die vier ersten Glieder waren mit dem „pilum“, die vier letzten mit Lanzen bewaffnet. Ein neuntes Glied, von Auxiliärtruppen, war bestimmt, mit Pfeilen zu schießen.

Fig. 38



Kaiser Traian, Belohnungen an die Soldaten austeilend.

Artillerie und Kavallerie standen auf den Flügeln und im Rücken der Phalanx; weiter zurück die Reserve. — Auf Hadrians Anordnung mußte die römische Reiterei auch die sämtlichen taktischen Bewegungen der Parther, Armenier, Sarmaten und Kelten sich zu eigen machen.

Überhaupt war gerade die Zeit Hadrians für das Militärwesen der Kaiserzeit von epochemachender Bedeutung. Hadrian, einer der begabtesten und bedeutendsten Regenten, die das römische Reich gehabt hat, war namentlich auch ein kriegstüchtiger Soldat;

er hatte als Militärtribun in mehreren Legionen gedient und im Stabe des Kaisers Traian, sowie als Corpsskommandant die dacischen und parthischen Feldzüge mitgemacht, wobei er sich ehrenvoll hervorthat. Noch als Kaiser, da eine umfassende Verwaltungsthätigkeit ihn vollauf in Anspruch nahm, interessierte er sich für alle Einzelheiten des militärischen Berufes; er marschierte in der Rüstung zu Fuß neben den Legionären her und lebte im Lager wie ein gemeiner Soldat: von Speck und Käse und von der „posca“ — einem Getränk, in dem bei Wasser und Essig allerlei pikante Ingredienzien vereinigt waren. Dafür sah Hadrian auch bei Mannschaft und bei Offizieren auf strenge Disciplin, er verbot die eigenmächtigen Absentierungen der Höhergestellten und hielt, im Gegensatz zu seinem leutfeligeren aber auch lässigeren Vorgänger, bei Beförderungen mehr auf das Verdienst als auf besondere Beliebtheit bei den Soldaten; namentlich den „Rebstock“ erhielten nur erprobte und vollkommen verlässliche Leute. Auf seinen Bereisungen der Provinzen inspizierte Hadrian sämtliche Armeecorps des Reiches; er wohnte den Übungen der Truppen bei und erließ nach deren Vollendung einen Tagesbefehl, worin er sein Urteil, Lob oder Tadel, mit größter Offenheit zum Ausdruck brachte; doch pflegte er zu rücksichtslose Kritik nachträglich durch Verleihung von Orden und Würden an die Gebräkten wieder gut zu machen. — Die Truppen erhielten zum Zeichen der Zufriedenheit eine Extralöhnung.

Ein solcher Tagesbefehl Hadrians, der an die im Lager von Lambaesis in Afrika stehende dritte (Augustische) Legion und die ihr zugetheilten Auxiliärtruppen gerichtet und inschriftlich erhalten ist, hat folgenden Inhalt:

„... Der Legat hat alle Entschuldigungsgründe für euch bei mir geltend gemacht: daß eine Kohorte fehlte, daß jährlich für den Specialdienst des Prokonsuls von Afrika eine Abtheilung detachiert werden müßte, daß ihr vor zwei Jahren einen Teil der Legion zur Ergänzung einer anderen abgegeben habt, daß eure Garnisonen weit auseinanderliegen, daß ihr unter meiner Regierung

nicht nur zweimal das Lager gewechselt, sondern auch ein neues aufgeschlagen habt. Deswegen würde ich euch entschuldigen, da

Fig. 39.



Reiter einer Auxiliartruppe.

die Legion die nötigen Exerzitien lange entbehrt hatte. Aber weder habe ich bemerkt, daß euch dieselben fehlten, noch habt ihr

irgend etwas gethan, was einer Entschuldigung bei mir bedürfte

Reiter der Legion! Die militärischen Exerzitien haben gewissermaßen ihre eigenen Gesetze: wenn man etwas dazu thut oder davon wegnimmt, so wird die Übung zu gering oder zu schwierig. Je schwieriger sie aber wird, desto weniger dankenswert wird sie. (Das Original ist nicht verständlicher als die Übersetzung.) Ihr habt die größte Schwierigkeit gelöst, indem ihr im Panzer Schleuderübungen vornahmt. Ich lobe nicht nur die Sache selbst, sondern auch die Gesinnung, aus welcher sie hervorgegangen ist

Reiter der sechsten Kohorte von Commagene! Es ist schwer, daß die den Kohorten (Fußtruppen) beigegebenen Reiter sich die Zufriedenheit des Inspizierenden erwerben, besonders nach einem Exerzitium der eigentlichen Reiterschwadronen. Die Manöverdistanzen sind anders, die Zahl der mit Wurfgeschossen Operierenden ist verschieden, ebenso wie nach Maßgabe des Soldes die Gestalt der Pferde und das Aussehen der Waffen. Aber ihr habt die Qual der Hitze überwunden und eifrig eure Pflicht gethan. Zu den gewöhnlichen Übungen habt ihr noch die hinzugefügt, daß ihr mit Steinschleudern und anderen Wurfgeschossen operiertet. Ihr seid überall gewandt gesprungen. Die ausgezeichnete Sorgfalt meines Generals Catullinus zeigt sich darin

. . . . Die Lagerarbeiten, welche andere Soldaten auf mehrere Tage verteilt hätten, habt ihr an einem Tage vollendet; eine mühsam aufzuführende Mauer, wie man sie sonst nur bei einem für lange Dauer bestimmten Winterlager zu erbauen pflegt, habt ihr in nicht viel längerer Zeit hergestellt, als es sonst aus Rasenstücken geschieht, die gleichmäßig ausgeschnitten, leicht transportiert und ohne Schwierigkeit aufgeschichtet werden, da die einzelnen Stücke weich und gleichmäßig groß sind; ihr dagegen habt große, schwere und ungleiche Steine verwendet, die ein Einzelner weder fortschaffen noch einstellen kann, und deren Ungleichheit

überall in die Augen springt. Ihr habt durch den harten, spröden Felsboden gerade hindurch einen Graben gezogen und die Wände desselben überall geglättet. Dann seid ihr, nachdem der Lagerbau sich meine Zufriedenheit gewonnen hatte, in das Lager marschirt, habt schleunig gespeist, die Waffen ergriffen, seid aus dem Lager mit lautem Schlachtgeschrei ausgerückt, habt die geworfene Reiterei aufgenommen

Ich lobe meinen General Catullinus, weil er euch in diesem Manöver, welches das Bild einer wirklichen Schlacht darstellt, so eingeübt hat, daß ich auch mit euch aufs höchste zufrieden sein kann. Euer Befehlshaber Cornelianus hat ebenfalls seiner

Fig. 40.



Soldaten bei der Lagerarbeit (Trajanssäule).

Pflicht genügt. Das Ausschwärmen in gelösten Reihen billige ich nicht. Der Reiter soll sich hüten — wie Marcus Cato sagt (ein Gewährsmann, den Hadrian gern im Munde führte) — aus gedeckter Stellung vorzugehen und soll bei der Verfolgung des Feindes vorsichtig sein. Denn wenn er nicht genau sieht, wo er geht, oder ob er nach Belieben sein Pferd zurückhalten kann, so ist es nicht zu vermeiden, daß er in Wolfsgruben oder in ähnliche Hindernisse hineingerät. Ihr müßt in gemäßigter Gangart und geschlossen vorgehen“

Hier bricht der Text ab, aus dessen Worten man sich einen Begriff von dem damaligen Exerzierreglement bilden kann. —

Neben den militärischen Übungen war der römische Soldat durch Arbeiten anderer Art in Anspruch genommen. Die Legionen hatten ihr Lager in der Regel ferne einer Stadt, sie waren ganz auf sich gestellt, sie mußten die Kultur mitbringen, da sie keine vorfanden. Alle Baulichkeiten, die auf den Dienst Bezug hatten, wurden von den Soldaten unter der Leitung militärischer Ingenieure verschiedenen Ranges erbaut: ihre eigenen Wohnplätze,

Fig. 41.



Legionare, Gepäck eskortierend. (Von der Antoninssäule.)

wie die der Offiziere, die Magazine, das Arsenal, die Reitbahn die Schlachtbank, die Wasserleitung, das Bad; endlich das Lazaret — in der Kaiserzeit standen bei jeder Truppe Ärzte, die den Rang von Offizieren oder Unteroffizieren hatten. Auch Veterinärärzte kommen vor. Zur Einhaltung der Baulichkeiten und Anstalten wurden Unteroffiziere abkommandiert. — Die Ziegel zu den Bauten stellte die Truppe für ihren Gebrauch selbst her: sie finden sich gegenwärtig, versehen mit dem Stempel der Legion oder Kohorte, überall, wo eine Abteilung stationiert war.

Da die Provinzen, in denen eine oder mehrere Legionen lagen, wie wir sahen ausschließlich der militärischen Verwaltung unterstanden, wurden auch die öffentlichen Bauten daselbst von den Soldaten ausgeführt — indem alles vom strategischen Standpunkt aus angesehen ward. Es handelte sich um gute Kommunikationen, schon der Verpflegung wegen; daher baute man Brücken und Straßen, deren Meilensteine vom Legionslager aus nummeriert wurden. Man legte Kanäle an, leitete Sümpfe ab, bewässerte trocken gelegene Landstriche. In Syrien wurden

Fig. 42.



Römischer Militär-Arzt. (Traianssäule.)

die Soldaten einmal verwendet, um Heuschrecken zu vertilgen, in Afrika um Heu zu machen. Kaiser Probus kommandierte die illyrischen Truppen dazu, Weinberge zu pflanzen. Mit der materiellen Hebung der Provinz gewann diese auch militärisch an Wert.

Gelegentlich petitionierte eine in einem benachbarten Verwaltungssprengel gelegene Gemeinde um die Überlassung eines Militärtechnikers, damit er in ihrem Gebiete ein öffentliches Bauwerk zustande bringen helfe — was in berücksichtigungswerten Fällen, wenn das Gesuch allenfalls gleichzeitig durch den

kaiserlichen Verwaltungsbeamten gestellt wurde, gerne bewilligt ward. Darüber giebt uns eine afrikanische Inschrift aus der Zeit des Kaisers Pius Aufschluß, in welcher ein alter braver Soldat, Namens Nonius Datus, seine Schicksale erzählt, da er vom Legionslegaten, der in Numidien kommandierte, der Stadt Saldä in Mauretanien (beim heutigen Bougie in Algerien) zur Dienstleistung zugewiesen worden war. Er fügt zugleich den hierauf bezüglichen Briefwechsel bei, wie folgt:

Fig. 43.



Kaiser Traian vor Sarmizegetusa. (Traianssäule.)

„Barius Clemens (Statthalter mit dem Titel eines Procurators in der Provinz Mauretania Caesariensis) an Valerius Etruscus (Legat der dritten Augustischen Legion im J. 152 n. Chr.). Die Bürgerchaft der hochansehnlichen Stadt Saldä und ich mit ihr, bitten dich, o Herr, den Nonius Datus, den Rivellierer und Veteranen der dritten (Augustischen) Legion, aufzufordern, daß er sich nach Saldä begeben, und was dort an dem von ihm unternommenen Werke noch unvollendet ist, fertig stelle.“ —

„Ich reiste ab und hatte unterwegs von Räubern zu leiden; ausgeraubt und verwundet entkam ich mit meinen Begleitern.

Ich langte in Salda an und hatte eine Zusammenkunft mit dem Prokurator. Er führte mich zu dem Berge, wo die Einwohner die verunglückte Anlage des Stollens beklagten: man glaubte das Werk werde ganz aufgegeben werden müssen, weil der Durchstich und die Anlegung des Stollens länger geraten war als der Querschnitt des Berges verlangte. Es war mir sogleich klar, daß die Ausschachtung des Berges von der geraden Linie abgewichen war: so weit wie der obere Schacht südlich nach rechts abging, ähnlich ging auch der andere seinerseits nördlich nach rechts ab. Damit aber kein Leser sich irre, so wollen wir das eben erwähnte oben und unten so verstehen, daß oben den Teil des Schachtes bezeichnet, der das Wasser aufnimmt, unten denjenigen, aus dem es ausströmt. Bei der Verteilung der Arbeit habe ich es so eingerichtet, daß die Seesoldaten und die Gäfaten (gemietete Leute?) um die Wette arbeiteten, um je ihren Teil zu vollenden: so gelangte man zum Durchstich des Berges.

Also habe ich zuerst das richtige Nivellement gemacht, den Lauf der Wasserleitung bestimmt und dieselbe nach der von mir dem Prokurator Petronius Celer übergebenen Zeichnung ausführen lassen. Nachdem das Werk vollendet war, wurde die Leitung in Thätigkeit gesetzt, und von dem Prokurator Varius Clemens feierlich eingeweiht.

Damit meine der Wasserleitung von Salda gewidmete Arbeit klarer hervortritt, füge ich noch die folgenden Briefe bei.

„Porcius Vetustinus (Prokurator von Mauretanien) an Crispinus (den Legaten der genannten Legion, 147—149 n. Chr.). Du hast, o Herr, in sehr freundlicher Weise und Deiner sonstigen Höflichkeit und Gefälligkeit gemäß auch darin gehandelt, daß Du den Veteranen Nonius Datus zu mir schicktest, damit ich über die Werke mit ihm verhandelte, welche er auszuführen übernommen hat. Obgleich ich in der Zeit beschränkt war und meine Abreise nach Cäsarea drängte, so habe ich damals gleichwohl einen Ausflug nach Salda gemacht und die Wasserleitung besichtigt, die gut projektiert, aber schwierig herzustellen, und nicht ohne

die Hilfe des Nonius Datus zu vollenden ist, der die Sache ebenso sorgfältig wie geschickt in Angriff genommen hat. Deshalb würde ich Dich gebeten haben, ihn uns noch einige Monate zu lassen, wenn er sich nicht infolge von Überanstrengung eine Krankheit zugezogen hätte“

Das Fragment der Inschrift bricht hier ab, sonst würden wir vielleicht erfahren, wie Nonius Datus wieder gesund wurde und das Werk vollendete. Gestorben ist unser Mann erst später zu Lambäsis, woher die Inschrift stammt. —

Vor allem erregen die großartigen permanenten Befestigungen, die längs der Reichsgrenze angelegt wurden, als ein dauerndes Denkmal der vollendeten Militärtechnik der Römer noch jetzt unsere Bewunderung. Auch in dieser Hinsicht excellierte das Zeitalter des Hadrian.

In den Jahren 122—124 n. Chr. legte der Statthalter von Britannien, Aulus Platorius Nepos, dort den Hadrianswall an; quer durch die Insel vom Ituna Aestuarium (firth of Solway) zur Mündung des Tyneflusses errichteten drei hierzu kommandierte Legionen, sowie zahlreiche Alen und Kohorten eine zusammenhängende Befestigungslinie von Mauern und Türmen, Wall und Graben, großen und kleinen Kastellen, welche durch eine Straße miteinander verbunden wurden. Den Anteil jedes einzelnen Truppenkörpers am Bau bezeugen zahlreiche große und kleine Inschriftentafeln, nicht selten mit Angabe des Maßes der von ihnen ausgeführten Strecke. Thore und Straßen führten nordwärts über den Wall hinaus; einige vorgehobene Kastele erhielten die nähere Fühlung mit den schottischen Stämmen aufrecht.

Zwanzig Jahre nachher, im Jahre 142 unter A. Pius, erbaute der Legat D. Vollius Urbicus nördlich vom Hadrianswall, zwischen der Clota und Bodotria (the frith of Clyde und of Forth) eine ähnliche Fortifikation, den Antoninswall; — doch verlegte Kaiser Septimius Severus, der seine letzten Jahre in Britannien zubrachte und dort auch gestorben ist, den Schwerpunkt

der ganzen Defensivstellung wieder nach dem Hadrianswall zurück, indem er ihn zugleich beträchtlich verstärkte; er hieß seitdem der Wall des Severus. —

Nach denselben Prinzipien wurde unter Domitian, Traian und Hadrian in Germanien eine sechzig Meilen lange Befestigungslinie angelegt, die von der Lahn an den Main, von hier nach den castra Regina (Regensburg) hinlief; es ist dieselbe, die als Teufelsmauer und „Pfahlgraben“ im Munde des Volkes fortlebt.

Dieser Grenzwall bestand, wie die neueren Untersuchungen lehren, zunächst aus einem Erdwerk in der Höhe von 3 - 5 Fuß; mit einem gemauerten Kern von Gußwerk, wozu nicht selten der natürliche Fels benutzt ward. Vor dem Wall, in der Entfernung von 15 Schritten, lag ein Graben, 10 Fuß breit, von verschiedener Tiefe. Vor diesem Graben zog sich eine Pallisadenreihe hin, woher von den Germanen der Name „Pfahlgraben“ geschöpft wurde, der auch in einer Reihe von Ortsnamen jener Gegend noch fortlebt. (Anderer glauben, daß der Name „Pfahlgraben“ von den hohen Grenzpfählen geschöpft wurde, welche aufgestellt waren, wo eine Straße den Wall durchschneidet; das Volk habe die Stelle, wo zugleich meist Niederlassungen waren, „am Pfahl“ genannt, weshalb in den Ortsnamen immer nur das Bestimmungswort „Pfahl“, nie aber „Pfahlgraben“ vorkomme.) Hinter dieser dreifachen Befestigungslinie standen die Wachttürme: kleinere Kastelle in der Entfernung von 500—700 Schritten und nach $3\frac{1}{2}$ bis $4\frac{1}{2}$ Stunden größere Standlager; der Wall bildete sowohl die Grenze als auch eine wohlorganisierte Beobachtungslinie, welche von den diensthühenden Soldaten begangen werden mußte, um im Falle eines bevorstehenden Angriffes die am Rhein und der Donau stationierten Truppen verständigen zu können; die Signale waren von einem Turm zum anderen sichtbar und vermochten die Kunde mit telegraphischer Geschwindigkeit zu verbreiten. —

So lagen Römer und Germanen Jahrhunderte lang einander

gegenüber und entwickelte sich ein lebhafter Grenzverkehr, in Folge dessen der römische Kaufmann in ruhigen Zeiten tief ins barbarische Land drang, ja dort Faktoreien begründete; in Rom gelangte man auf diese Weise zu jener genauen Kenntniss der germanischen Verhältnisse, wie sie Tacitus in der „Germania“ uns überliefert hat. —

Ähnliche Grenzwälle wurden in den Donauprovinzen angelegt, in Pannonien, Dacien, Mösien, wobei vielfach das Flußthal selbst als Graben benutzt wurde, längs dessen römische Truppenabteilungen in Kastellen und Blockhäusern dislocirt waren; wie die Abbildungen der Traianssäule uns dies vergegenwärtigen. Es handelte sich auch hier für gewöhnlich nicht darum, Krieg zu führen, sondern die Grenze zu überwachen. —

Dasselbe war in Afrika längs der numidischen Grenze der Fall: diese wurde durch Burgen und Kastele gesichert, die dienstthuenden Truppen lösten sich von Zeit zu Zeit ab, die abgelösten kamen nach dem Legionshauptquartier, nach Lambäsis, zurück, um dort auszurasen und sich gütlich zu thun.

Daß der Soldat dies konnte, dafür war gesorgt, und wie er dies that, darüber geben uns eben die Denkmale von Lambäsis klaren Aufschluß. Als die Franzosen in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts Algier occupierten und in das Innere des Landes vordrangen, da trafen sie auf die wohlerhaltenen Überreste des römischen Legionsquartiers. Der Oberst Carbuccia ließ das Grabmal des D. Fabius Maximus, des einstigen Kommandanten der hier stationierten dritten (Augustischen) Legion, restaurieren und defilirt dann mit seinem Regiment zur Ehrenbezeigung für den römischen Kollegen. Seitdem hat man in Lambäsis, wo sich gegenwärtig eine französische Strafkolonie befindet, über zweitausend Inschriften aus den Ruinen hervorgezogen und daraus die interessantesten Details für das Lagerleben der alten Zeit geschöpft.

Das hiesige Lager war, wie die Überreste darthun, ein von

Fig. 41.



Grabstein eines Centurio, aus Carnuntum. (Unmittelbar unter der Inschrift, im zweiten Felde, sind die Waffen des Centurio abgebildet, Schuppenpanzer, Rebstock, der Helm mit dem quergestellten Rohrbüsch, die Weinschienen, endlich, im dritten Felde der Troßknecht mit dem Pferde.)

einem ansehnlichen Walle umzogenes Rechteck, aus dessen Innerem ein imposantes ganz aus Quadern aufgeführtes Gebäude ragte, das Prætorium der Legion, innerhalb dessen der Legionskommandant seinen Sitz hatte. Es lag im nördlichen Teile des Lagers. Den zwei Hauptstraßen, die sich reglementsmäßig unter einem rechten Winkel schnitten, entsprachen die vier Thore des Prætoriums und des Lagers. Die Façade des Prætoriums war mit korinthischen Säulen und mit einer Inschrift geschmückt.

Die dritte (Augustische) Legion stationierte hier seit Kaiser Hadrian; es ist das Lager, das — wie der Kaiser in seinem Tagesbefehl angeht — damals neu angelegt wurde. Die weitere Einrichtung erfolgte successive im Laufe der nächsten Jahrzehnte, unter den Kaisern Pius

und Marcus; zugleich wurde der Neubau der Mauern und Türme vollendet; seitdem ist das genannte Regiment Jahrhunderte lang in Lambäsis gestanden und haben Lager und Legion dieselben Schicksale geteilt. Die bedeutendste Episode in der Geschichte des Regiments bildeten die Jahre 238 bis 253 n. Chr. Dasselbe hatte nämlich, geführt von seinem Legaten Capellianus, die Erhebung niedergeschlagen, welche der Prokonsul der Provinz Afrika, Gordianus, gegen den Kaiser Maximin, den Thraker, zu unternehmen sich anschickte. Bald darauf aber kam der Enkel jenes Statthalters, Gordian III, durch die Gunst des Senats auf den Thron und jetzt büßte die Legion für ihre Haltung. Sie wurde infam kassiert, die Mannschaft unter andere Truppenteile verteilt. Erst sechzehn Jahre nachher, im Jahre 253 stellte Kaiser Valerian die Legion wieder her. Es ist bezeichnend für den Corpsgeist, der in den Legionen lebte, daß die alten Unteroffiziere freudig und triumphierend aus Nätien nach den früheren Stationsplätzen zurückkehrten und dort neuerdings ihre Adler aufpflanzten; die Legion selbst nahm aus Dankbarkeit die Beinamen Valeriana = Galliena = Valeriana an: nach dem Kaiser, seinem Sohne Gallienus und seinem Enkel Valerian.

Bis auf die Zeiten des Septimius Severus sehen wir in Lambäsis die alte römische Lagerordnung streng gehandhabt, den militärischen Gesichtspunkt maßgebend, das civile Element vom Lager ferne gehalten. Die Händler und Marketender, die der Legion sich angeschlossen hatten, um die Bedürfnisse der Soldaten zu befriedigen, mußten ihre Buden und Magazine einige Meilen vom Lager entfernt errichten, damit der Dienst nicht gestört würde.

Sene Buden und Marketenderzelte hießen im Lagerlatein die „canabae“ oder „canapae“; ein Wort, das bei den klassischen römischen Schriftstellern nicht vorkommt, das aber volkstümlich war und in den modernen romanischen Sprachen sich erhalten hat; so z. B. im italienischen „canova“, was den Weinkeller bedeutet oder auch die „Ancipe“: unser jetzt gut deutsches Wort

„Kneipe“ stammt von dem wälſchen Ausdruck „canapa“ und dieſer wieder erſcheint in der Geſchichte zuerſt auf unſeren Inſchriften.

Die „canabae“ unfern des Lagers waren mobil geweſen, ſo lange die Truppenkörper häufiger diſlociert wurden. Dies war aber in der Kaiſerzeit, bei dem geänderten Charakter des Militärdienſtes, der zur bloßen Grenzwacht wurde, nicht mehr der Fall; die Regionslager blieben ſtabil, da eine Diſlokation der Truppen nur in ganz außerordentlichen Fällen vorgenommen wurde; ſchon der ungeheueren Koſten wegen, welche der Transport gekoſtet hätte. Dafür zog es die Regierung vor, um nicht dem Provinzialismus über das Intereſſe der Reichseinheit das Übergewicht zu verleihen, das Offizierscorps häufig zu wechſeln: vom Corpskommandanten bis abwärts zum Centurionen blieb ſelten ein Offizier länger als vier oder ſechs Jahre bei demſelben Truppenkörper. —

Die Soldaten aber dienten ihre 20—25 Jahre in derſelben Station ab und fanden im Lager ihre zweite Heimat.

In den freien Stunden durften die Legionare hinaus zu den „canabae“. Die anfänglichen Buden waren allmählich zu ſtattlichen Gebäuden herangediehen; aus den Zelten der Marktender ein Flecken erwachſen mit all' dem Comfort, den ſich wohlhabende Leute in der entfernten Provinz verſtatten konnten; neben den Kneipen ſtanden Tempel, Bäder u. ſ. w. Die Lieferanten hatten ihre Familien hier untergebracht und war überhaupt die Bevölkerungszahl in beſtändiger Mehrung begriffen.

Die Soldaten, die nach Vollendung der Dienſtzeit als „Gefreite“ bei der Fahne behalten wurden, ſcheinen dort am liebſten geweiht zu haben, ihnen folgten die aktiven Legionare, ſo oft ſie konnten.

Hier trafen ſich die Kameraden, hier verkehrte man mit den Familien der Kaufleute und Marktender. Hier machte man Bekanntschaft mit den Mädchen des Lagerſtedens, es knüpften

sich Verhältnisse an und oft genug führten diese zu einer ehelichen Verbindung.

Man darf nicht vergessen, daß der Legionar mit seinem fixen Gehalt, seinen Ersparnissen, der Aussicht auf Versorgung nach vollendeter Dienstzeit für Mädchen aus jenen Kaufmanns- und Marktenderkreisen eine annehmbare Partie bildete. Die Kaufleute waren zum Teil römische „Bürger“, ihre Töchter hatten nur wieder mit römischen Bürgern Eherecht; heirateten sie einen Mann, der nicht römischer Bürger war, so verloren die Kinder gleichfalls das wichtige und hochgeschätzte Bürgerrecht: eine solche Ehe ward in der ersten Kaiserzeit noch so angesehen, wie etwa vor hundert Jahren die Ehe zwischen einer Dame von Adel mit einem Mann von nicht adeliger Herkunft.

In früheren Zeiten war vom Heiraten der Soldaten wenig die Rede gewesen. Die Garnisonen wechselten zu rasch, als daß man daran hätte denken können; zudem stand man in Feindesland, wo der Soldat sich alles erlauben durfte. Wenn man irgendwo länger in Garnison blieb, wußten die wackeren Legionare freilich mit dem weiblichen Teile der Bevölkerung sich ins Einvernehmen zu setzen; wie denn in dem Trofse der Legionen die mitziehenden Dirnen eine Rolle spielten. Mehr als einmal hat in den Zeiten der Republik ein römischer Feldherr damit begonnen, daß er diesen Troß vor Beginn der Operationen davonjagte, um die Disziplin wieder herzustellen; so Scipio vor Numantia an zweitausend solcher Weiber. — Überhaupt fehlte es nicht an der Aufstellung rigoroser Regeln: der Feldherr sollte seine Frau in der Hauptstadt zurücklassen, wenn er in den Krieg zog, und noch in der Kaiserzeit war der Statthalter einer Provinz und Kommandeur eines Heeres verhalten, von seiner Frau während der Amtszeit sich zu trennen, obwohl diese Regeln nicht immer befolgt wurden. Wenn die Garnison in Feindesland nichts zu thun fand, als durch ihre Anwesenheit den Versuch einer Erhebung zu vereiteln, sahen die Generale durch die Finger und gingen wohl auch selbst mit bösem Beispiel voran: wie dies

z. B. von Julius Cäsar und seinen Offizieren in Gallien gehalten wurde.

Nichts hat mehr beigetragen, Römer und Provinzialen mit einander zu verbinden. Eine der Wurzeln, aus denen der Stammbaum der romanischen Nationen ersproß. Bereits im Jahre 206 v. Chr. wurde in Spanien durch den älteren Scipio ein römischer Flecken begründet für seine Veteranen, die im Lande zu bleiben gewillt waren. Es war Italica, nachmals die Vaterstadt zweier Kaiser, des Traian und des Hadrian. In ähnlicher Weise erfolgte im Jahre 171 v. Chr. die Gründung von Carteia. Hier hatten die römischen Soldaten von Spanierinnen, mit denen eine rechte Ehe zu schließen nicht möglich war, an die viertausend Kinder. Für diese Sprößlinge erbaten sich die besorgten Väter von der Regierung die Ansiedelung in einer Ortschaft und erhielten sie.

In der Kaiserzeit nahmen nun diese Verhältnisse unter den veränderten Umständen solche Dimensionen an, daß die Regierung sich schließlich bemüßigt fand, hierzu Stellung zu nehmen.

Die Mehrzahl der Bürgersoldaten war zur Zeit der Julisch-Claudischen Dynastie wohl noch unverehelicht, da mit Mädchen peregrinen Rechtes eine Ehe nicht möglich war, dann weil eine solche für einen Soldaten als unzulässig galt, endlich weil der Militärstand die soliden Eigenschaften, welche Ehemänner auszeichnen sollen, häufig vermissen ließ. In Italien hatte man selbst bei der Ausführung von Veteranen in Kolonien, wie sie unter Augustus und noch unter Nero stattfand, üble Erfahrungen gemacht. Die Leute verachteten das Joch der Ehe und hatten keine Geduld, ihre Kinder zu erziehen: so blieb die Vermehrung der Volkszahl, welche beabsichtigt worden war, völlig aus und Städte, wie Ateste (das heutige Este), wo nach der Schlacht bei Actium zahlreiche Veteranen angesiedelt worden waren, sahen ihre Blüte auf eine Generation beschränkt.

Besser ging es in den Provinzen: wozu die Längeweile des

Garnisondienstes das ihrige beitragen mochte. Der Soldat sehnte sich nach Geselligkeit. Einer dauernden Verbindung desselben mit einem Bürgermädchen stand, seit Kaiser Claudius die Legitimierung von Soldatenkindern geregelt hatte, kein Hindernis entgegen, das nicht hätte umgangen werden können. So kamen Quasi-Ehen zwischen Legionaren und römischen Mädchen zu Stande: er wohnte im Lager, sie bei den „canabae“. Aus der Verbindung entsprossen Kinder, von denen man nicht wußte, wo sie heimatberechtigt waren; sie konnten keiner Stadt zugeschrieben werden, da das Lager und sein Bezirk exterritorial waren und nur dem Legionskommandanten unterstanden. Es waren „Lagerkinder“, von Rechts wegen römische Bürger, als welche sie in die Tribusliste verzeichnet werden mußten. Die Regierung verordnete, daß diese Kinder nicht dem Bürgerchaftsbezirk zugeschrieben werden sollten, in den der Vater gehörte. Andererseits wurden jene Soldatenehen keineswegs als ungiltig erklärt, sonst wären die Kinder in der tribus Collina verzeichnet worden, wie es mit den Unehelichen gehalten zu werden pflegte. Vielmehr wurde die Kategorie der Lagerkinder einer eigenen Tribus zugewiesen, einem gleichfalls weniger bevorzugten Bürgerbezirk, der tribus Pollia. Man betrachtete demnach die Soldatenehe als ein exceptionelles Verhältnis.

Es kamen übrigens auch solche Bürgermädchen bei den „canabae“ vor, die für ihr Kind keinen Vater fanden, der sich dazu bekannt hätte; dann führte das Kind den Namen der Mutter. Als Heimatsort erscheint auf den Monumenten das „Lager“ (ex castris) genannt. Da die meisten Soldatenkinder in der Regel wieder Soldaten wurden, so spannen die Fäden der Verwandtschaft vom Lager zu den „canabae“ sich immer weiter; zwischen den Veteranen, die sich zurückgezogen hatten, und ihren Söhnen, die noch dienten, den Tanten, Großmüttern u. s. w.; so daß der Grundsatz sich erfüllt: „die Armee sich immer that neugebären, die Kinder mußte der Kaiser ernähren.“

Zahlreiche Grabchriften, welche die Soldaten ihren Frauen

und Kindern, oder diese ihnen setzten, bezeugen, daß die Snnigkeit des Familienlebens bei den Lagern nichts zu wünschen übrig ließ. Mitunter machen die trauernd Hinterbliebenen den Versuch, ihren Schmerz in Versen zum Ausdruck zu bringen; was aber in der Regel nicht sehr gelungen ausfällt.

Ein weiterer Schritt geschah um das Jahr 200 durch Septimius Severus, den Soldatenkaiser, der dem Militär überhaupt die Zügel schießen ließ, so daß ihn einer seiner Nachfolger kurzweg einen Heerverderber genannt hat. Septimius Severus gestattete den Soldaten, mit ihren Weibern gemeinschaftlich zu wohnen, so daß sie nur, wenn sie Dienst hatten, in der Kaserne sein mußten. Es war die Vollendung des bisherigen Laufes der Dinge, wonach das römische Heer sich in eine Miliz von Grenzern verwandelte und jeder Versuch einer Dislokation einen Aufruhr herbeizuführen drohte: die Soldaten wollten vom häuslichen Herde nicht losgerissen sein, sie waren mit den Landschaften, wo sie stationiert waren, völlig verwachsen. Nichts erregte z. B. die Legionen des Orients im „Vierkaiserjahr“ so sehr, als das Gerücht, Vitellius wolle die germanischen Truppen in die bequemen Quartiere des Orients verlegen, sie selbst nach dem unfreundlichen Deutschland. Sie antworteten mit der Erhebung des Vespasian auf den Thron. Ähnlich ging es im vierten Jahrhundert, als Kaiser Konstantius die gallischen Truppen im Orient verwenden wollte, sie riefen den Prinzen Julian zum Kaiser aus. Schließlich hat dies dazu geführt, daß zu der bestehenden und stabilen Grenzertruppe eine eigene zweite Armee geschaffen werden mußte, die für den Felddienst jederzeit mobil war; ferner daß die sofort verwendbaren germanischen Werbetruppen unter ihren kriegstundigen Führern anfangen, im Reiche die entscheidende Rolle zu spielen.

Das bisher Gesagte gilt von den Legionaren, bei den übrigen Truppenkörpern wurden diese Verhältnisse mannigfach modifiziert; z. B. bei der Garde: hier war die Quasi-Ehe auch mit Frauen peregrinen Standes gestattet, die, wenn der

Gardist seine Dienstzeit tadellos vollendet hatte, mit ihren Kindern das Bürgerrecht erhielten; die Regierung nahm so darauf Rücksicht, daß die Peregrinen in der Hauptstadt ein integrierender Teil der Bevölkerung, gleichsam kosmopolitische Römer waren. —

Wieder anders verfuhr man bei den Untertanenkontingenten oder Auxiliartruppen, die peregrinen Rechtes waren. Zwischen ihnen und römischen Bürgerinnen gab es kein Conubium, der Soldat mußte sich an die Provinzialinnen halten; sei es, daß ein Mädchen aus der Heimat dem Geliebten gefolgt war, sei es, daß er an dem Garnisonsorte, der fern der Heimat lag, ein solches Verhältnis einging. Beim Abschied erhielt der Auxiliarsoldat mit der normalmäßigen Abfertigung für sich und die Seinen das Bürgerrecht; zugleich das Conubium mit seinem Weibe, das ihm in sacraler Weise bereits angetraut sein mochte.

Diese Verhältnisse lernen wir hauptsächlich kennen aus den zahlreich erhaltenen (gegenwärtig 76) Bürgerschaftsdiplomen für verabschiedete Soldaten, die auf Bronze geschrieben in allen Teilen des einst römischen Machtbereiches gefunden worden sind; wir ersehen zugleich, daß die Regierung gelegentlich die Bedingungen der Verabschiedung änderte. Seit dem Kaiser Pius wird wohl den Auxiliarsoldaten das Bürgerrecht erteilt, nicht aber den

Fig. 45.



Standartenträger einer Auxiliarkohorte.

Kindern, die während ihrer Dienstzeit ihnen geboren waren; diese blieben demnach Peregrinen, während sie in früherer Zeit gleichfalls Bürger geworden wären. Der streng juristische Standpunkt, den man aus praktischen Rücksichten bis dahin außer acht gelassen hatte, trat in Geltung und das militärische Wesen wurde vom civilen überflügelt.

Dieser Umschwung machte sich in den militärisch occupierten Landschaften auch nach anderer Richtung hin geltend. Die Lager der Legionen waren zu großen Centren des Verkehrs erwachsen, indem die verabschiedeten Soldaten sich bei den „canabae“ neben der Gilde der Kaufleute als Veteranenkorporation unter einem selbst gewählten Vorstand konstituierten. Diese beiden Vereine traten, da ihre Interessen gemeinsame waren, mit einander in Verbindung und organisierten sich nach Art der städtischen Vertretungen unter einem gemeinschaftlichen „curator“. Während man gesetzlich noch unter militärischer Jurisdiction stand, ging das Bestreben mehr und mehr dahin, der Lagergemeinde die Autonomie, d. h. das Stadtrecht zu erwirken. Man wagte es, statt des Curators an die Spitze der Organisation zwei magistri zu wählen — wie in jeder römischen Stadt zwei Bürgermeister fungierten; daneben Aedilen als Polizeiorgane. Zum Wesen einer Stadt fehlte schließlich nichts als der Name.

Da hatte die Regierung ein Einsehen, indem sie von den bisherigen Rechtsbestimmungen, wonach militärisches und städtisches Wesen sich ausschließen sollten, abging: im Laufe des zweiten Jahrhunderts n. Chr. erteilte sie den Lageransiedlungen das Stadtrecht. Eine Reihe der bedeutendsten Provinzialstädte im römischen Reich ist auf diese Weise entstanden.

So wurde das erwähnte Lambäsis unter Septimius Severus zur Stadt erhoben. Im nördlichen Spanien erwuchs aus dem Hauptquartier der legio VII gemina die Stadt, welche noch heute Leon (d. i. Legio) heißt. Dieselbe Entwicklung machte in Britannien Eboracum (York), in Germanien die neben den „castra vetera“ erstehende colonia Ulpia Traiana (Xanten) durch; ferner

Moguntiacum (Mainz), Argentoratum (Straßburg), Aquae Aureliae (Baden-Baden). Am stattlichsten zeigt sich diese Entwicklung in den Donaulandschaften, wo im zweiten Jahrhundert zwölf Legionslager sich befanden, deren „canabae“ sämtlich zu

Fig. 46.



Römischer Schildbucel, gefunden 1865 zu Galmágh in Siebenbürgen.
(Jetzt im Bruckenthal'schen Museum zu Hermannstadt.)

Städten heran gediehen. So Apulum in Dacien, beim heutigen Karlsburg in Siebenbürgen, wo sogar zwei Städte entstanden, ein Municip und eine Kolonie: jenes eine mehr civile, dieses eine mehr militärische Gründung: das Element der Veteranen und

der Kaufleute scheint eben gelegentlich nicht zusammengewirkt zu haben. — Pannonien hatte vier Lagerstädte aufzuweisen: Aquincum (Ofen), Brigetio (bei Komorn), Carnuntum (bei Hainburg in Niederösterreich) und Vindobona (Wien). In Noricum war Lauriacum (Lorch), in Raetien Castra Regina (Regensburg) erst Hauptquartier, dann Stadt.

Neben dieser städtischen Entwicklung ging die ländliche einher: die Ansiedelung der Veteranen als Bauern im Grenzlande; im dritten Jahrhundert hat diese Formen angenommen, die gar sehr an die stabile Militärgrenze erinnern, die Jahrhunderte lang Ungarn und die Nachbarlandschaften von den Ländern der Pforte geschieden hat.

Der Begründer dieser Institution, die von den späteren Kaisern weiter entwickelt wurde, war Alexander Severus, indem er große Strecken Landes unter Offiziere und Soldaten als Eigentum verteilte, mit der Bedingung, daß dafür ihre Leibeserben den Grenzdienst leisten sollten.

Die Ländereien durften nicht an Private vergeben werden, da der Kaiser mit Recht meinte, die „Grenzer“ würden desto eifriger Dienst thun, wenn sie ihre eigenen Felder zu verteidigen hätten. Diese militärischen Ansiedlungen erhielten von regierungswegen Vieh und Sklaven beigelegt, damit die Bearbeitung des Landes nicht verzögert würde, sei es aus Mangel an Arbeitskräften, sei es wegen der Gebrechlichkeiten des Alters der Besitzer. So wurde der Grenzdienst in eine Keallast verwandelt.

Ähnliche Maßregeln, wie Alexander Severus an der Donau, ergriff Kaiser Probus für den Orient z. B. in Isaurien, wo das Räuberwesen sich anders nicht auszrotten ließ; der Kaiser schenkte an Veteranen alle schwer zugänglichen Orte, die als Schlupfwinkel für die Räuber dienen konnten; er stellte zugleich die Bedingung, daß ihre Söhne, sobald sie das 18. Lebensjahr erreicht hätten, Soldaten werden müßten, damit sie nicht selbst am Räuberhandwerk Geschmack fänden. Die Maßregel soll sich bewährt haben.

Auch über diese Ackerlose, namentlich über deren Unveräußerlichkeit, erlossen wiederholt strenge Gesetze: ein Beweis von der Bedeutung, die seitens der Regierung der Grenzerinstitution beigelegt wurde.

Als dieselbe nicht mehr genügte, zugleich der Centralgewalt die Macht versagte, die Grenzer zu bezahlen und zu verproviantieren, wurde der Gorden durchbrochen und ein Stück des Reiches nach dem anderen fiel in die Hände der „Barbaren“.

Wohl versuchten hier und da die Provinzialen auf eigene Faust den Widerstand zu organisieren. Man zog sich, wenn Einfälle erfolgten, hinter die Mauern der Städte zurück, die jetzt überall, auch im Binnenlande, wieder in Stand gesetzt wurden. Die Reste der Reichstruppen, soweit sie noch aushielten, stellten sich den lokalen Gewalten zur Verfügung. So hat man mitunter Jahrzehnte hindurch die Sezßhaftmachung der Barbaren in „Romanien“ — wie der Reichsboden genannt wurde — hintangehalten.

Aber schließlich erlahmte die Kraft des Widerstandes; die Leute waren des ewigen Wachhaltens müde und sehnten sich danach, wieder ungehindert ihren Geschäften nachgehen zu können; sie verstanden sich um diesen Preis dazu, den Barbaren Zins zu zahlen und ihnen unterthan zu sein.

IV. Kapitel.

Religion und Philosophie.

Der Polytheismus.

Die Religion des römischen Staatswesens war ein Polytheismus, der im Laufe der Geschichte aus der Mischung und Verschmelzung des griechischen und römischen Göttersystems sich herausgebildet hatte und der auch einer weiter fortgesetzten Mischung und Verschmelzung sich fähig und geneigt zeigte. Indem die specifisch römischen Kulte, die von Staatswegen gepflegt wurden, fortbauerten, nahm der Einfluß der fremden Gottheiten, die nach und nach Aufnahme fanden, stetig zu. In dieser Hinsicht zeigte sich der heidnische Staat von einer weitgehenden Toleranz beseelt; anstatt den unterworfenen Völkern seinen Cult aufzudrängen, übertrug er vielmehr deren Götter in sein „Pantheon“, damit dieselben keinen Grund fänden, dem mächtig um sich greifenden Gemeinwesen zu zürnen. Es hatte damit so wenig Anstand, wie für spätere Zeiten die Aufstellung eines neuen Heiligen oder die Erhebung eines solchen zum Patron in besonderen Nöten. Weit entfernt, darin etwa eine Abwürdigung der bisherigen Schutzgötter zu sehen, freute man sich vielmehr, daß dieselben wieder eine Verstärkung erfahren hatten, baute ihnen Kapellen und feierte ihre Feste.

In dieser leichten Anbequemung an die Meinungen und Geschmacksrichtungen jeder Epoche liegt das Geheimnis der Lebenskraft, welche das Heidentum nicht zum wenigsten in der langen Dauer seiner Agonie bewährt hat. Die Leute sahen sich beständig an die alten Mythen und die Religion erinnert,

da deren Gegenstände alle Wände bedeckten und mit der dichten und bildenden Kunst auf das innigste verwachsen waren; das ersetzte die Dogmen und die heiligen Bücher, die dem antiken Heidentum gänzlich fehlten.

Kaetische, keltische, illyrische, thrakische, griechische, phrygische, syrische, ägyptische Gottheiten standen gleichberechtigt neben einander; wenn ein Grieche oder Römer in ein fremdes Land kam, so identifizierte er die dortigen Götter mit den entsprechenden seiner Heimat; so machte es schon Herodot, so Cäsar in Gallien, Tacitus hinsichtlich der Germanen. Und so wurde es auch später gehalten. Der punische Moloch ward, wenn nicht als Saturn, so als Pluto angerufen, die keltischen Belenus, Grannus u. a. als Apoll, der gleichfalls keltische Tentates als Merkur oder Mars; der Donnergott der Gallier, Taranis, der mit einem mächtigen Hammer, dem Symbol des Blitzes, dargestellt erscheint, als Jupiter; der syrische oder persische Sonnengott hies in Rom Gott Sol.

Kamen die Orientalen nach dem Occident, so hielten sie an ihren Göttern fest, da die Römer ihnen nichts zu bieten vermochten; sie verstanden es vielmehr ihrerseits Propaganda zu machen, da der Osten von Altersher mit wohlorganisierten Kultus-

Fig. 47.



Taranis, der gallische Donnergott.

systemen gefegnet war und jetzt seine Überlegenheit zur Geltung brachte.

Doch assimilierten in gewisser Hinsicht auch diese orientalischen Kulte sich dem römischen Wesen. So geschah es z. B. mit dem semitischen Hauptgott Baal (Bel), dem Gott der männlichen befruchtenden Naturkraft, zugleich dem Gott des Feuers und der Sonne, den man, je nachdem das eine oder andere Attribut hervorkehrt wurde, mit Zeus=Jupiter, mit Kronos=Saturn, mit Helios=Sol, mit Heracles, mit Ares u. s. w. identifizierte. Schon die griechischen Kolonisten, die in der Diadochenzeit nach Syrien verpflanzt worden waren, hatten diese Kulte angenommen und mit den entsprechenden griechischen verschmolzen. In der römischen Zeit verbreitete sich der Baalkult unter die Soldaten, die in Syrien lagen; während er gleichzeitig durch die syrischen Kontingente, die in westlichen Gegenden dienten, durch die überall in den Handelsstädten sesshaften Kaufleute, endlich durch die syrischen Kolonisten, die unter Kaiser Traian nach Dacien kamen, nach dem Westen verpflanzt wurde; und zwar unter besonderen Namen.

Gott Baal hatte nämlich in Syrien und seinen Nebenlandschaften mehrere besonders berühmte Kultstätten: zu Heliopolis, zu Emesa, zu Doliche (in Commagene). Berühmt war besonders der Gott von Doliche, der auf einem Stier sitzend dargestellt wurde; wobei man sich den Stier als das Symbol der männlichen befruchtenden Kraft, resp. der Sonne dachte.

Die Figur des Gottes wurde in römischer Zeit der des Jupiter ähnlich gemacht: man sieht den Gott auf einem ruhig ausschreitenden Stier stehen; eine bärtige Gestalt, das Haupt mit einem Hut bedeckt, angethan mit der Tracht der Legionare, dem Panzer und dem Kriegsmantel, oft auch mit Beinschienen; in der Linken einen Donnerkeil, in der Rechten eine doppelschneidige Art. Daneben eine Reihe auf den einzelnen Denkmälern verschiedener Symbole: auf dem hier wiedergegebenen

Fig. 48.



Der Jupiter von Doliche.

sieht man einen Adler mit dem Lorbeerkranze und auf der anderen Seite die Victoria, die den Gott zu krönen im Begriff steht.

Neben dem Sonnengott wurde in Kleinasien und Syrien auch der Mondgott als männliches Wesen (Lunus) verehrt. Besonders zu Carrae in Syrien blühte dieser Kultus: von da wird die Meinung berichtet, daß wer den Mond als weiblich sich vorstelle und benenne, den Weibern vernechtet sei, wogegen diejenigen, die an den männlichen Mond glauben, die Herrschaft über die Weiber behaupten. Gott Lunus erscheint auf den Denkmälern als ein Mann zu Fuß oder zu Roß, mit einer phrygischen Mütze und einem Halbmond; häufig geht Lunus- und Sol-Kult in einander über, ohne daß wir die Elemente des einen oder anderen zu unterscheiden vermöchten.

Auch die ägyptischen Gottheiten wurden, so weit es anging, seit dem zweiten Jahrhundert unserer Ara in römischer Tracht dargestellt — so Gott Horus als römischer Soldat zu Pferd, mit der Lanze, die das Krokodil durchbohrt.

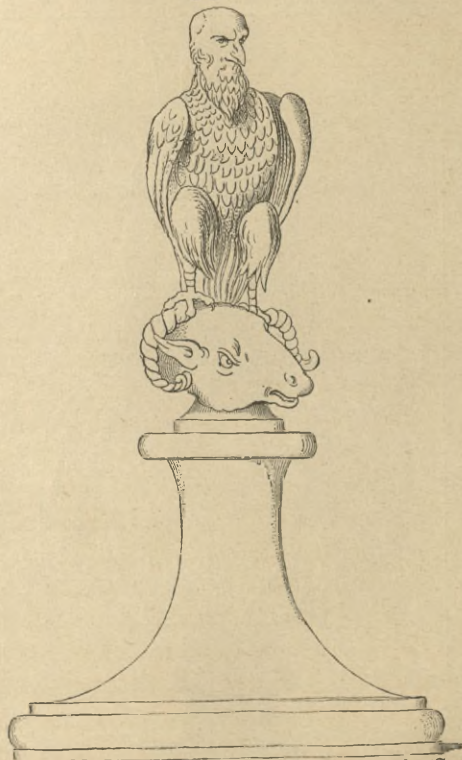
Zur Aufnahme dieser fremden Kulte kam die Schaffung immer neuer Gottheiten in Rom selbst; wie denn die Kaiser nach ihrem Tode durch Senatsbeschluß geheiligt und damit unter die himmlischen Wesen versetzt zu werden pflegten; oder die „Annona“, d. i. das Abstraktum der Verpflegung der Hauptstadt göttliche Verehrung erfuhr; auch sonst durch den Genien- und Totenkult die Zahl der Gottheiten beständig vermehrt wurde.

Auf diese Weise bevölkerte sich der Olymp mit einer allerdings sehr gemischten Gesellschaft, worüber die Aufklärer und die Ungläubigen zu spotten nicht verfehlten. So Lucian von Samosata, von dem wir eine Schrift „Die Götterversammlung“ besitzen, worin dies ganze Wesen in köstlicher Weise verspottet ist.

In einer Götterversammlung soll Hermes auf Geheiß des Zeus die Götter nach dem Kunstwerth und der Kostbarkeit ihrer Statuen ordnen. Da nun die goldenen vor den marmorenen bevorzugt werden, so ist die Folge, daß Bendis, Anubis, Atys, Mithras und ein asiatischer Mondgott obenan zu sitzen

kommen. — Ein andermal wird berathschlagt, wie man sich gegenüber den fremden Eindringlingen zu verhalten habe, welche in der Götterversammlung sich immer mehr bemerkbar machten, und von denen einige nicht einmal griechisch verstanden: man

Fig. 49.



Abler (mit dem Gesichte eines Gottes) auf einem Widdertopf. (Syrischer Cult.)

begegne dem persischen Mithras im Raftan und mit der Tiara, dem Scythen Zamolxis, der einst Sklave gewesen, dem hunds-köpfigen, bellenden Agyptier Anubis, dem orakelspendenden Stier Apis, und was man vollends mit den Bissen, den Affen und Böcken anfangan sollte! Die Göttertafel sei überfüllt, Nektar

und Ambrosia reichten nicht mehr hin und stiegen bedeutend im Preise; überdies drängten die Fremden sich überall vor und beraubten die alten Götter der gewohnten Plätze. Daraufhin

Fig. 50.



Jupiter Serapis.

stellt Momus, der Gott des Mummenschanzes, den Antrag, eine Kommission niederzusetzen, welche die rechtlichen Ansprüche eines Jeden an die Göttergemeinschaft prüfen sollte. Zeus, der Vorsitzende, bringt diesen Antrag, da ihm die Majorität sehr zweifel-

haft scheint, nicht zur Abstimmung, erhebt ihn aber ohne weiteres zum Beschluß. Sämtliche Götter werden demgemäß angewiesen, zu der bevorstehenden Prüfung die nötigen Nachweise beizubringen: Namen der Eltern, Angabe woher und auf welche Weise sie Götter geworden sind u. s. w.

Fig. 51.



Apotheose des Kaisers Antoninus Pius und seiner Gattin Faustina. (Antoninsäule.)

Von anderer Seite wurden Berechnungen angestellt, wie viel Götter beiläufig vorhanden wären; man schätzte die Zahl bald auf tausend, bald auf fünftausend oder auf zehntausend; die Götter waren ja fortpflanzungsfähig und, seit manche in jeder Naturerscheinung ein göttliches Wesen erblickten, war deren Zahl geradezu unendlich.

Bei alledem war die Masse des Volkes gläubig; sie betete

in naiver Weise die Bilder an und erwartete von denselben Hilfe; man hielt auf Träume, Orakel, Beschwörungen und Zaubetränke; stellte Votivtafeln auf und schrieb Unfälle, welche die Spötter trafen, den Göttern zu. Wie es zu anderen Zeiten nicht anders gehalten ward. —

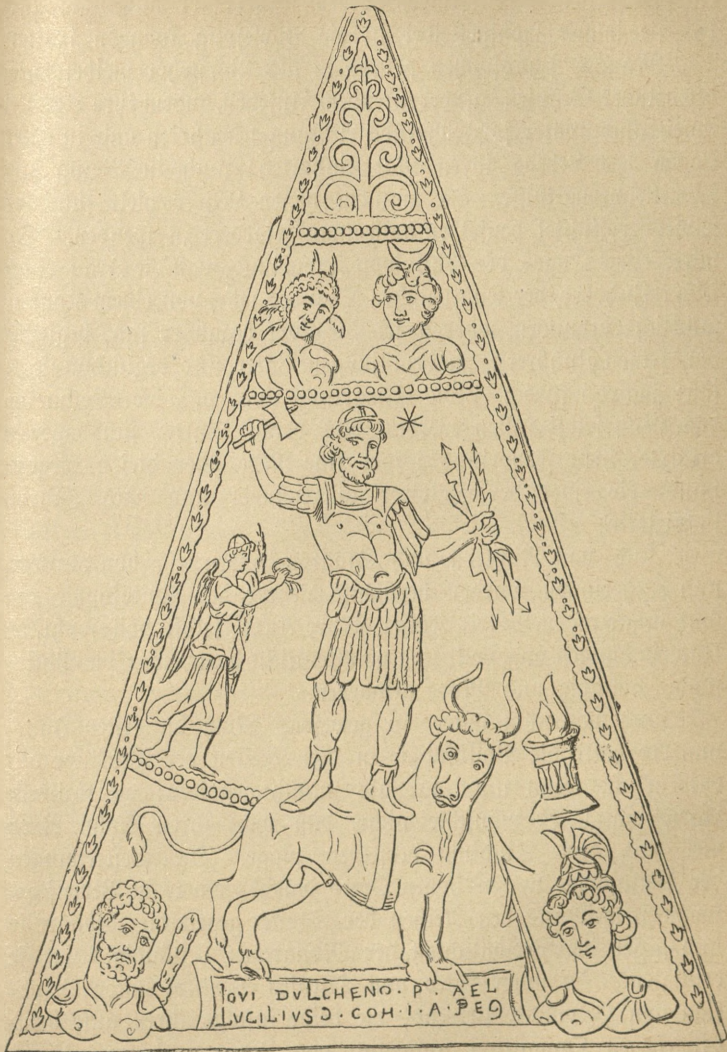
Die Philosophie.

Die höher stehende Klasse der Bevölkerung suchte Befriedigung für ihre geistigen Bedürfnisse in den Lehren irgend eines philosophischen Systems, wobei man vom Grundsatz ausging, daß der Mensch seinen sittlichen Halt nicht im Glauben, sondern in der eigenen Kraft, in sich selbst zu suchen habe. Das Wissen galt als besser denn das Glauben, das Streben nach demselben, die Philosophie, für den rechten Führer zur Sittlichkeit.

Die Lehrer der Philosophie spielten zugleich die Rolle von Seelsorgern; so zwar, daß zum Tode verurteilte vornehme Römer auf ihrem letzten Gang sich von einem Philosophen begleiten ließen, um seine Tröstungen zu vernehmen. Ebenso wird von Julian, dem Apostaten, berichtet, daß er, zum Tod verwundet, seine letzten Stunden dazu verwandt habe, mit zwei befreundeten Philosophen, Maximus und Priscus, über die Erhabenheit der menschlichen Seele Erörterungen zu pflegen.

Von diesem Gesichtspunkte aus ist es erklärlich, warum die römischen Großen sich ihren eigenen Philosophen hielten: er versah bei ihnen die Rolle des Hauskaplans nach jeder Richtung. Er hatte im Unglück Trostgründe geltend zu machen, und im übrigen dem Leben durch seinen Rat eine sittliche Richtung zu geben; er hatte die Kinder des Hauses zum Guten und Rechten anzuleiten; auch in dem, was sich schickte, zu beraten. Wir erfahren z. B., daß einer der einflussreichsten Philosophen der Hadrianischen Zeit, Epictet, bei seinen Schülern strenge auf die Wahrung des äußeren Anstandes drang: daß man sich schnäuzen, die Füße waschen, sich vom Schweiß reinigen, die Zähne putzen solle. „Warum? Damit du ein Mensch seiest und kein Tier,

Fig. 52.



Votivtafel zu Ehren des Jupiter Dolichenus, gefunden 1815 bei Kömsöd in Ungarn.

kein Schwein!“ Von seinen Hörern forderte er mit Nachdruck, daß sie immer wohlgekleidet in die Vorlesung kommen sollten.

Manche Philosophen gelangten als Vorsteher vielbesuchter öffentlicher Schulen zu bedeutendem Ansehen, indem ihre Schüler ihnen auch später fortwährende Achtung bewahrten und in allen Lagen des Lebens ihren Rat einholten; auch in Bezug auf Familienverhältnisse. So mancher dieser Lehrer hielt sich von selbst verpflichtet, denselben auch unaufgefordert zu spenden. So hörte eines Tages der Philosoph Favorinus, daß die Frau eines seiner Zuhörer, der senatorischen Standes war, von einem Knaben glücklich entbunden worden sei. Sofort begab er sich, begleitet von seinen Zuhörern, zu dem jungen Vater und beglückwünschte ihn; zugleich sprach er die Erwartung aus, daß die Wöchnerin das Kind selbst stillen werde. Als deren Mutter sich dagegen erklärte, hielt Favorinus sofort eine Rede über diesen Gegenstand, die einer der Zuhörer aufzeichnete und nach Jahren publizierte.

Auch von Richtern und Staatsmännern, ja von Kaisern und Kaiserinnen wurden berühmte Lehrer der Philosophie um Rat angegangen. Seit Kaiser Marc Aurel selbst philosophische Untersuchungen angestellt und veröffentlicht hatte, war die Philosophie hoffähig und Mode geworden.

Das war nicht immer so gewesen. Noch im ersten Jahrhundert hatte die Philosophie in den Kreisen der Praktiker als entbehrlich, wenn nicht gar als unnütz gegolten; die Kaiserin Agrippina z. B. wünschte nicht, daß man ihren Sohn Nero viel mit dem Studium derselben plage. Die Bestrebungen der Philosophie waren hohen Ortes damals etwas in Verruf gekommen, weil aus den Reihen der Stoiker gegen die Monarchie und gegen die Persönlichkeit der Monarchen beständig Angriffe erfolgten. So unter Nero von Thrasea Paetus, unter Vespasian von Helvidius Priscus, die beide infolge ihrer auffallend betriebenen Opposition schließlich das Leben verloren. Unter Vespasian erfolgte sogar die Ausweisung sämtlicher Philosophen

aus Rom, mit Ausnahme eines einzigen, der von Nero verbannt gewesen war; ihre Propaganda, die sich auch den untern Schichten der Bevölkerung mittheilte, erschien der Regierung bedenklich.

Am meisten Anklang hatte bei den Römern die stoische Schule gefunden mit ihrer Lehre vom Gleichmut in allen Wandlungen des Lebens und mit ihrer hochsittlichen Tendenz. Daß daneben, in einer Zeit, wie jener der Kaiser, die heitere Lehre Epicur's großen Zuspruch fand, ist begreiflich. Aber auch die Cyniker hatten ihren Anhang, und erfreuten sich wegen ihrer Bedürfnislosigkeit und mancher daran hängenden Wunderlichkeiten bei den Massen einer nicht geringen Popularität; sie waren die „Bettelmönche“ des Altertums. Man hörte mit Vergnügen, wenn einer von ihnen kaiserliche Geschenke zurückwies und es vorzog, auf einem Strohlager und in lumpiger Kleidung sein Leben zu verbringen.

Aus allem sieht man, einen wie großen Einfluß auf die sittlichen Zustände der alten Welt die Philosophie geübt hat. Sie war eben die „Religion“ der Gebildeten; sei es, daß sich diese von dem Glauben und Aberglauben der Massen emanzipiert hatten, sei es, daß sie sich den volkstümlichen Vorstellungen gegenüber konservativ verhielten und ihre eigene Ansicht damit in Einklang brachten.

In dieser Hinsicht waren die verschiedenen Systeme nicht zu dem gleichen Resultate gekommen; denn einerseits hatte die Spekulation zur Erkenntnis der Einheit des göttlichen Wesens geführt; daneben aber auch der pantheistischen Anschauung Bahn gebrochen, wonach die Götter nichts anderes waren als die Grundkräfte des Weltalls. Auch an „Aufklärung“ fehlte es nicht; danach wären die Götter eben nichts als ehemalige Regenten, Krieger, Staatsmänner gewesen. Ebensovienig war Mangel an Sceptikern, die an der Möglichkeit der vollen Erkenntnis verzweifelten; noch an solchen, die sich offen zum Atheismus bekannten.

Im Allgemeinen standen Wissen und Glauben sich nicht

feindlich gegenüber. Im Gegentheil, die überwiegende Mehrzahl der Gebildeten hielt trotz der Philosophie am Götterglauben fest, achtete auf günstige oder ungünstige Vorzeichen, baute Tempel und brachte zur herkömmlichen Zeit pünktlich ihre Opfer dar. Staatsmänner und Kaiser kümmerten sich sehr um die Kultusangelegenheiten, als einen wichtigen Teil der ihnen obliegenden Pflichten, wobei ihre Politik meist dahin ging, die alten und anerkannten Gottheiten zu erhalten, dem Aberglauben aber entgegenzutreten. So war es bei Augustus, Tiberius, Domitian der Fall; von Hadrian wird berichtet, daß sich seine Sorgfalt gleichmäßig auf die griechischen und römischen Kulte erstreckte; von Antoninus Pius, daß er immer selbst geopfert habe. Marc Aurel war den Göttern gegenüber mit Opfern so freigebig, daß man einen Brief der weißen Kinder an ihn zirkulieren ließ, folgenden Inhaltes: „Wenn du siegst, sind wir verloren!“

Allgemein war anerkannt, daß die Massen der Bevölkerung wegen ihrer geringen Bildung und sittlichen Roheit nur durch Religion gebändigt werden könnten: „das gemeine Volk und die Weiber“ — sagt der Geograph Strabo, ein Kappadocier, trocken und ungalant — „könne man nicht durch die Vernunft führen, das müsse durch Götterfurcht geschehen, die ihrerseits nicht ohne Fabeldichtung und Wundersage zu bestehen vermöge.“

Der alte und der neue Glaube im dritten Jahrhundert.

Weder der alleinheimische Götterdienst, noch die eingeführten Fremdkulte, noch auch die philosophischen Systeme der Griechen vermochten auf die Dauer allgemein zu befriedigen. Man kombinierte die überlieferten Elemente immer von neuem; man disputierte; man berief sich auf die praktischen Ergebnisse oder auch auf den gesunden Menschenverstand: ein Ende des Forschens und des Grübelns war nicht abzusehen.

Mit dem dritten Jahrhundert trat eine neue Phase der Spekulation ein. Damals kam der althergebrachte Glaube, daß man das Leben auf dieser Welt genießen müsse, da nach dem-

selben doch nichts besseres zu erwarten sei, völlig ins Wanken; die Verwirrung im Inneren des Reiches, die feindlichen Einfälle, das allgemeine Elend stimmte wenig zu jener Annahme. Setzt entsprach vielmehr eine andere, gleichfalls seit alten Zeiten umgehende, aber bisher nicht durchgedrungene und nicht so bestimmt formulierte Lehre weit besser den Verhältnissen: daß nämlich das menschliche Leben nichts anderes sei, als eine vorübergehende Phase, als eine vorbereitende Stufe zu einer höheren Entwicklung. Dazu gesellte sich das tiefe Bedürfnis einer persönlichen Stellung zu dem Göttlichen im Gegensatz zu dem rein objektiven Ausdruck im antiken öffentlichen Kultus und Festleben; ferner das Gefühl tiefer Verschuldung und der Notwendigkeit der Reinigung und Sühnung gegenüber dem Reinen und Heiligen; die Sehnsucht nach Erlösung aus dem Irdischen hinauf in die Welt des Lichtes, zur seligen Unsterblichkeit, von der man glaubte, sie durch die völlige Hingabe an „einen Gott“ erlangen zu können. „Unter den Toten sind zwei Scharen“ — so heißt es auf einer griechischen Inschrift aus dem südlichen Gallien — „die einen irren auf Erden umher, die anderen tanzen mit den ätherischen Gestirnen; zu letzteren gehöre ich, da ich einen Gott zum Führer erhalten.“

Man wandte sich eifrig den Mysterien zu, wie deren schon die alte Zeit in Griechenland gekannt hatte: ich erinnere an die der Demeter und des Dionysos, womit die Feier des Sterbens und Wiederauflebens der Natur, namentlich des Saatkorns verknüpft war. Daneben tauchte die Idee der Seelenwanderung auf, wonach die Seele aus einem Organismus in den anderen übergehe, und zwar, je nachdem man sich in dem früheren verhalten, in einen höheren oder niederern.

Während die bisher maßgebenden griechischen Philosophenschulen, die der Stoiker und die der Epicuräer, seit dem Ende des zweiten Jahrhunderts sich überlebt zeigten, ging man jetzt zurück auf die Lehren des Pythagoras und des Plato, und diese suchte man in Einklang zu bringen mit den volkstümlichen orien-

talischen Anschauungen, die sich in weiten Kreisen Geltung verschafft hatten, man verwertete die landläufigen mystischen Elemente, indem man den Geistes- und Wunderglauben, Spiritismus, Magie und Astrologie hereinzog und zu durchgeistigen unternahm; endlich wurde gegenüber den freien antiken Anschauungen von Sittlichkeit, die im Laufe der Zeit ausgeartet und bei den geänderten sozialen Verhältnissen nicht zu halten waren, eine strengere Moraltheorie aufgestellt, in der die populäre Idee der Askese ihren Platz fand.

Dieses neupythagoreische und neuplatonische System — die letzte Blüte der antik-heidnischen Philosophie — vereinigte demnach in sich alle Anschauungen und Richtungen, die auch ohne dasselbe dagewesen wären; es suchte dieselben zugleich zu klären und zu erklären; nicht ohne hierbei vom Philosophieren tief in das Dogmatisieren hinein zu geraten.

Gleichwohl fand es Anklang, denn es entsprach den Bedürfnissen der Zeit.

Der Hauptvertreter des „Neuplatonismus“ wurde Plotinus aus Lycopolis in Ägypten (205—270 n. Chr.), der im Jahre 244 nach Rom übersiedelte und dort zahlreiche Schüler für den platonischen Idealismus, für ascetische Tugendübung und ein stilles beschauliches Leben zu begeistern verstand; nicht zum wenigsten weil er selber sich darnach richtete. 26 Jahre lang genoß er als Prophet, Heiliger und Wunderthäter das größte Ansehen bis hinauf in die höchsten Kreise der Gesellschaft; Kaiser Gallienus und seine Gemahlin, sowie die ersten Männer und Frauen Roms nahmen seine Lehre „wie eine himmlische Botschaft“ auf, und viele vornehme Eltern bemühten sich, ihre Kinder unter die Obhut des „heiligen göttlichen Wächters“ zu bringen. Das System wurde durch Plotins Anhänger und Nachfolger — unter denen Porphyrius aus Tyrus, ein Apostel des Vegetarianismus, hervorragte — vervollständigt und weitergeführt. Ihre Lehre gipfelte darin, daß alle Dinge nichts seien, als ein Ausfluß von Gott und daß, je nach der größeren oder

geringeren Mischung mit der Materie, verschiedene Grade des Daseins vorhanden wären. Die menschliche Seele sei eine unmittelbare Emanation aus dem göttlichen Wesen, die sich zeitweilig mit demselben ganz vereinigen könne. Durch Tugendübung und Reinigung gelange die in der Körperhaft befindliche Seele des Guten und Weisen zum „Schauen des Göttlichen“, zu einem „mystischen Einswerden mit Gott in seligen Momenten des Liebesrausches“ und dergleichen mehr.

Die alten Götter wurden von den Anhängern der neuplatonischen Aufklärung als „Dämonen“ aufgefaßt und ihre Wirksamkeit, wie sie in der Mythologie geschildert ist, sinnbildlich erklärt: dieselbe enthielte nur eine Einkleidung von religiösen und sittlichen Wahrheiten oder natürlichen Thatsachen. — Auf diese Weise suchte die neue Philosophie mit dem hergebrachten Götterglauben sich auseinanderzusetzen, beziehungsweise ein enges Bündniß zwischen Glauben und Wissen zu etablieren.

Die Heroen der Lehre wurden von den Anhängern derselben auf das überschwänglichste gefeiert: als Freunde der Götter, als Wunderthäter und Muster der Enthaltbarkeit. So Pythagoras, so Apollonius von Tyana, welcher letzterer von den Neuplatonikern den Christen gegenüber förmlich als „Gegenchristus“ hingestellt wurde; wir besitzen seine Biographie aus der Feder des Philostratus, der im Zirkel der geistreichen Gemahlin des Septimius Severus, Julia Domna, verkehrte; die Schrift ist auf Veranlassung der genannten Kaiserin geschrieben. Darin wird Apollonius (der zur selben Zeit wie Christus gelebt haben sollte) geschildert, wie er barfuß im Linnenkleide einhergeht, weder tierische Nahrung noch Wein zu sich nimmt, kein Weib berührt, sein Vermögen verschenkt, in Hungersnot und Aufruhr wie ein Gott auftritt, Wunder wirkt, Dämonen austreibt, Tote erweckt; „er weiß alle Sprachen der Menschen und auch das wovon sie schweigen“.

Er unternahm weite Reisen in den Orient, wo er dem Studium der Philosophie, namentlich der des Pythagoras und des

Plato, sowie dem Dienste auserwählter Gottheiten, z. B. des Asculap, sich hingab; zugleich mit den Priestern der syrischen, medischen, indischen Landschaften in intimen persönlichen Verkehr trat. Besonders sollte ihn der Aufenthalt in Indien und der Umgang mit den dortigen Priestern sehr gefördert haben. „Bei

Fig. 53.



Zum Sol- und Lunakult gehörig. (Aus Rom herrührend.)

diesen Männern, die alles kannten und sich selbst für Götter hielten, weil sie gute Männer seien, nahm Apollonius an allen ihren öffentlichen und geheimen Unterredungen Anteil, an Untersuchungen, wobei die weis sagende Kraft der Gestirne erwogen die Vorkenntnis des Künftigen besprochen und die Opfer und

Anrufungen, deren sich die Götter erfreuen, berührt wurden, und Alles, was er hier sah, ließ ihn die tiefe geheimnisvolle Weisheit dieser Männer bewundern“. —

Man sieht, wie die Kreuzung der religiösen und philosophischen Systeme hier im Orient vor sich ging, und wie der Spielraum über die Grenzen des römischen Reiches hinaus bis nach Persien und Indien sich erstreckte — denn für die Ideen sind politische Grenzpfähle nun einmal nicht vorhanden; plötzlich auftauchend und durch die richtige Persönlichkeit vertreten, verbreiteten sie sich hüben wie drüben.

Im inneren Asien ging während der ersten Decennien des dritten Jahrhunderts eine große Umwälzung vor sich. Das Reich der Parther löste sich, hauptsächlich infolge innerer Wirren, auf, und an seine Stelle trat (seit 226 n. Chr.) das neupersische Reich, das sofort auch nach außen hin mit dem größten Erfolg sich geltend zu machen wußte — ein römischer Kaiser, Valerian, endete in schmachvoller Gefangenschaft bei den Persern, — während gleichzeitig im Innern die nationale Reaction gegen das seit Alexander dem Großen vorherrschende griechische Wesen durchgeführt wurde. Hatten die Parther Münzen mit griechischen Aufschriften geprägt, den griechischen Baustil angenommen, auch ihr Religionswesen, wie es scheint, entsprechend modifiziert, so knüpfte die Dynastie der Sassaniden direkt an die Achämeniden an: auf den Münzen erscheint die neupersische Pehlevi-Schrift, in der Baukunst werden altpersische Motive verwendet, der Kult der Sonne und des Feuers wird eifrig gepflegt und von den fremden Zuthaten gereinigt; gegen Kezer und Abtrünnige kam die Todesstrafe in Anwendung.

Diese traf unter anderen den Sektenstifter Mani, der (seit 238 n. Chr.) den Versuch unternommen hatte, durch Verschmelzung der verschiedenen in Vorder- und Centralasien verbreiteten Kulte zur besten Religion durchzudringen. Er hielt dabei an dem großen Grundprinzip der iranischen Religionen: der Annahme eines Dualismus von Licht und Finsternis, eines beständigen

Kampfes zwischen Geist und Materie fest; der aus demselben siegreich Hervorgehende wurde, wie er auseinandersetzte, zum Lichtreich emporgehoben.

Dies System, das in Persien von der Verfolgung betroffen wurde, fand im Gegensatz hierzu im römischen Reich weite Verbreitung; wir finden es in Gallien, Spanien, Afrika noch Jahrhunderte später nachwirkend und die dortigen Sektenbildungen befördernd. —

Auch der Manichäismus hatte an der Seelenwanderung festgehalten und in der Abtötung die Vorbereitung zu einer höheren Stufe der Entwicklung gesucht. Dieselbe Idee machte sich geltend in dem Kult des Mithras, des zwischen Ormuzd und Ahriman in der Mitte stehenden persischen Sonnengottes, der in Persien, wie es scheint, von geringerer Bedeutung war, während er seit dem Piratenkrieg des Pompeius im römischen Reich Verbreitung fand und im Zeitalter der Antonine zu einem der herrschenden Kulte sich empor schwang; als der Typus einer Gattung verdient er eine eingehendere Betrachtung.

Die Verehrer des Mithras bildeten eine Art von Orden, in welchen die Aufnahme erst nach schweren und wiederholten Prüfungen stattfand. Der Novize mußte — um nur einiges anzuführen — bis auf fünfzig Tage fasten, im Schnee bis auf zwanzig Tage liegen, in qualvollen Stellungen aushalten, nochmals in der Wüste fasten, sich einer zweitägigen Geißelung unterziehen, auf einem Marterbette liegen u. s. w. Auf diese Weise erreichte der Eintretende nach und nach sieben verschiedene Stufen der Einweihung, deren Reihenfolge nicht ganz sicher ist; so gab es einen Grad der Raben, einen der Geheimen, einen der Krieger, einen der Löwen und Löwinnen — denn auch Frauen nahmen Teil; — einen Grad der Perser, der Sonnenläufer; endlich den obersten, welcher der Grad der „Väter“ hieß.

Der Kult des Mithras fand unter allen Schichten der Bevölkerung Anhänger. Selbst Kaiser, z. B. Commodus und Constantin, unterzogen sich den Prüfungen, welche die „Läuterung

der Seele“ bezweckten. Bei festlichen Gelegenheiten wurde mit diesem — nicht ursprünglich, aber später — wie mit verwandten ähnlichen Kulte ein Stieropfer verbunden und Priester sowohl

Fig. 54.



Phrygischer Sonnengott.

als Gläubige mit dem Blute des Tieres bespritzt; dieser Art Taufe wurde die Bedeutung einer Wiedergeburt beigelegt.

Dabei nahm der Kult des Gottes, dem man sich weihte, einen nahezu monotheistischen Charakter an: derselbe wurde als der eine, wenn auch vielnamige bezeichnet; so kommt einmal ein

ganzes Konglomerat von Namen des Sonnengottes vor: Sol, Phöbus, Serapis, Osiris, Mithras, Dis, Typhon, Atys, Jupiter, Ammon, Adonis, unter welchen verschiedenen Namen, wie ausdrücklich hinzugefügt wird, doch nur der einzige Gott verstanden sei.

Von welcher Bedeutung der Mithraskult in der Übergangsepoche war, beweist am besten der Umstand, daß Kaiser Commodus ihn zum offiziellen Kult des kaiserlichen Hauses erhob und daß Kaiser Constantin bis an sein Ende zwischen Mithras und Christus geschwankt hat; das ganze vierte Jahrhundert hindurch hat Gott Mithras unter den Anhängern des Heidentums diese hervorragende Stellung behauptet. Ja das Christentum selbst scheint manche Elemente des Mithraskultus in sich aufgenommen und sich affiniert zu haben; so feierten z. B. am 25. Dezember, zur Zeit der Winter Sonnenwende, die Mithrasdiener ebenso ein Hauptfest wie die Christen. (Auch die „Felsgeburt“ des Gottes, von der gleich die Rede sein wird, kann mit der Stallgeburt Christi in Parallele gestellt worden sein. Mitunter findet man auf Mithrasdenkmälern das Zeichen des Kreuzes angebracht, was ebensogut einen Akt von christlichem Exorcismus, als eine Kumulierung mit dem Mithras-Kult bezeichnen kann.) In allen Gegenden des Reiches sind Heiligtümer des Mithras gefunden worden, besonders zahlreiche in Rom und in den germanischen und illyrischen Grenzlandschaften: die letzten, hochinteressanten Funde dieser Art wurden vor kurzem bei Groß-Krozenburg (oberhalb Hanau) am Main und zu Barchely in Siebenbürgen unter den Ruinen der dacischen Hauptstadt Sarmizegetusa gemacht. (Erstere sind beschrieben von G. Wolff in der Festschrift der XXXI. Generalversammlung der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine. Rassel 1882; über letztere findet man eine vorläufige Notiz in den „archäologisch-epigraphischen Mitteilungen aus Oesterreich“ von D. Benndorf und D. Hirschfeld, 1882).

Der stets eng bemessene Raum der Mithrasheiligtümer be-

findet sich entweder im natürlichen Fels, oder es sind künstliche, in weniger kultivierten Gegenden oft höchst primitiv gestaltete, unterirdische Grotten, worin sich als vornehmster Ausstattungs-

Fig. 55.



Mithras (gefunden 1874 am Esquilin in Rom).

gegenstand ein Mithrasbild befand; vor demselben Altäre, Votivtafeln, symbolische Nebenfiguren der mannigfaltigsten Art u. s. w. (In Sarmizegetusa sind nicht weniger als 250 Stück Figuren gefunden.)

Das Reliefbild, das, in großem Maßstab gehalten, die Rückwand der Grotte ausfüllte, stellt in typischer Weise die Einzelheiten

Fig. 56.



Mithras.

des Mithrasmythus dar; z. B. die Geburt des Gottes aus dem Felsen — wie es scheint, sollte damit ursprünglich das siegreiche

Hervorbrechen der Sonne aus dem Gewölbe bezeichnet werden; die Höhle selbst wird von den Alten als die Welt gedeutet, in welche die menschliche Seele hinabsteigen muß, um nach vielen Prüfungen aus derselben gereinigt hervorzugehen. — Oder man sieht eine Höhle, über welcher der auffahrende und niederfahrende Sonnenwagen oder auch Sonne, Mond und der ganze Tierkreis angedeutet sind. In der Höhle kniet ein Jüngling, mit wallendem Haar, auf dem Haupt die phrygische Mütze, und auch sonst in phrygischer Tracht: mit Beinleidern und aufgebauschtem Mantel — es ist Mithras — auf einem Stier, dem er einen Dolch in den Hals stößt. (Es erinnert diese Darstellung an die Reliefs der persischen Königspaläste, worin der König fabelhafte Tiere mit dem Dolche niederstößt.) „Aus dem Schweif des Stieres spritzen Ähren; ein Hund springt an den Stier heran, eine Schlange leckt sein Blut, ein Skorpion nagt an ihm. Zu jeder Seite steht ein Fackelträger, der eine mit gehobener, der andere mit gesenkter Fackel. Über Mithras erscheint ein Kabe, bekanntlich der Vogel der Weissagung, vielleicht auch als Vogel der Schlachtfelder zu deuten. Ein Löwe oder Löwenkopf, der bisweilen rechts in der Ecke sichtbar wird, soll noch ein Symbol des Lichtes, der Sonne sein.“ Auch der Eber spielt auf diesen Denkmälern eine Rolle, was den Winter versinnbildlichen soll; mitunter noch andere Thaten, wie dem der Ritus der Verehrung, da er durch keine gemeinsame Hierarchie geschützt und geleitet war, in verschiedenen Gegenden verschieden gewesen sein mag.

Nur die Darstellung der Hauptgruppen ist typisch und wird auf uralte, aus der orientalischen Heimat überkommene Tradition zurückgehen; für die Bedeutung mancher nebensächlichen Abbildungen, z. B. der sieben Altären, die in der Form von sieben Flämmchen oder Blättchen angebracht sind, fehlt bisher jede Erklärung.

Die Inschriften schreiben die Denkmale dem „unbesiegten Mithras“ zu, indem aus dem ursprünglichen Sonnengott schon

bei den Persern ein Siegesgott „Nabarza“ (d. i. „invictus“; der persische Ausdruck kommt gelegentlich auf lateinischen Inschriften vor) sich entwickelt hatte, als welcher er auch bei den Römern, besonders den Soldaten, verehrt ward; wobei nun freilich die

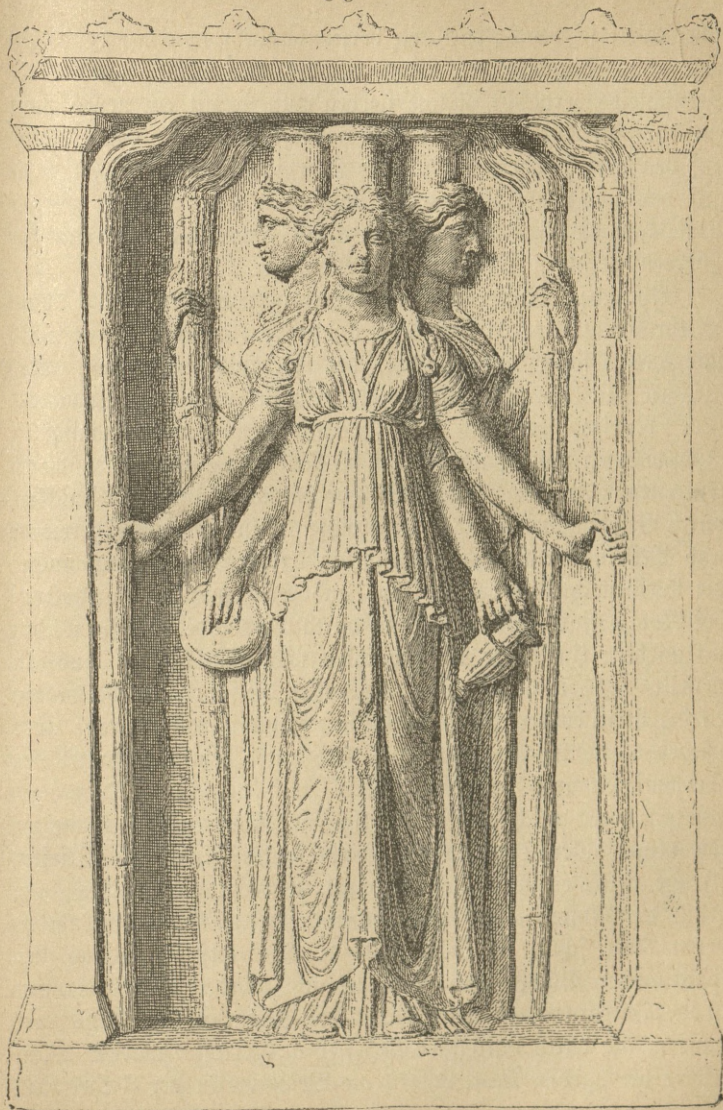
Fig. 57.



Gybele.

dem Sonnengott zustehenden Attribute, wie wir annehmen müssen, vielfach unverstanden herübergenommen wurden. Denn ursprünglich waren es Sonne und Mond, die als Himmelskörper und in ihren Beziehungen zum Entstehen und Vergehen der organi-

Fig. 58.



Hecate.

sehen Welt in der Darstellung versinnbildlicht wurden; der Stier war „das Sinnbild des Mondes oder der rascher wechselnden Zeitlichkeit überhaupt, welche sterben muß, damit ein neues Jahr entstehe; die Ähren sind die Jahresfruchtbarkeit, der Hund deutet auf den verzehrenden Sirius, der Skorpion auf den Herbst, d. h. auf das nahende Absterben der Natur“ u. s. w. Erst in zweiter Linie kam die Beziehung auf Mithras hinzu als Vertreter der höheren geistigen Elemente im Menschen.

Ähnliche Mysterien und Vereinigungen, wie mit dem Mithras-Kult waren mit den ägyptischen Diensten der Isis und des Osiris, des Anubis, des Serapis verbunden, dergleichen mit den phrygischen der Cybele und des Sabazios. Der Novize, der sich dem Dienst der „tausendnamigen“ Isis widmen wollte, wurde auf die Belehrung vorbereitet, durch Enthaltksamkeit von Wein, Fleischspeisen und sinnlichen Genüssen, durch Bessprengungen mit dem geweihten Milchwasser, wobei Freunde und Miteingeweihte Pathengeschenke darbrachten. Dann folgte die Weihenacht, in der Aufzüge und Erscheinungen statthatten; der Novize starb symbolisch, um durch die Gnade der Isis wieder aufzuleben; eine selige Unsterblichkeit war auch hier in Aussicht gestellt. — Festliche Schmäuse beschloffen die Feier. Dabei liebten es die Priester der Isis, möglichst pomphast aufzutreten; aber wiederholt stellte es sich heraus, daß unter dem Deckmantel der Frömmigkeit und des Mysteriums auch mancherlei Dinge geschahen, gegen welche von der Polizei eingeschritten werden mußte; wie denn Kaiser Tiberius aus einem solchen Anlaß die Priester streng bestrafen und ihren Tempel in Rom niederreißen ließ. Auch die Mysterien der phrygischen „großen Mutter“ (Cybele), deren Kult schon im Jahre 204 v. Chr. auf Anweisung der sibyllinischen Bücher nach Rom gebracht worden war, gewannen große Bedeutung; es ward damit die Verehrung des Ulys verbunden, die durch phrygische Priester ausgerichtet wurde. Man feierte die „große Mutter“ als die Befruchterin der Felder und Weinberge durch ein Fest, das mehrere Tage hindurch dauerte

und wobei Umzüge, Trauer- und Freudenbezeugungen mit einander abwechselten. —

Sch erwähne ferner den Kult der dreigestaltigen Hecate, der Göttin der Zauberei und der Unterwelt, deren Geheimdienst in unterirdischen Tempeln stattfand. Dann Gott Esculap, der seit der Zeit der Antonine als „Heiland“ verehrt wurde und aus diesem Grunde den Christen besonders verhaßt war: in seiner stolzen Zurückgezogenheit zu Salonae hat Kaiser Diocletian ihm allein neben Jupiter einen Platz gegönnt. (Esculap wurde dargestellt als bärtiger, aufrechtstehender Mann, hinter sich den seinem Vater Apoll geheiligten weisssagenden Raben; sein Attribut ist die Schlange, in deren Gestalt mitunter der Gott selbst erscheint.)

Neben den neuen Gottheiten erhielt sich auch in diesen späteren Zeiten das alte Göttersystem der Griechen und der Römer, wie es in den Meisterwerken der dichtenden und der bildenden Kunst zur Darstellung kam; es wurden die capitolinischen Gottheiten Jupiter, der größte und beste, Juno die Königin, Minerva, endlich Mars in hergebrachter Weise verehrt; wie denn z. B. in den Lagern an der Donau dieser Kult offiziell festgehalten wurde, als die Meinung der städtischen Menge längst andere Wege eingeschlagen hatte. Ebenso hielten die Bauern der abgelegeneren Distrikte an ortsüblichen Gottheiten fest und wußten Spöttern oder fanatischen Andersgläubigen gegenüber mit der Faust ihren Glauben zu verteidigen; so daß z. B. im heutigen Tirol noch am Ausgange des vierten Jahrhunderts einige christliche Kleriker um's Leben kamen, als sie im Thal der Anauner (Monsberg im Trientiner Gebiet) den Kult des Saatengottes Saturnus, der mit Umzügen gefeiert wurde, anzutasten wagten. In diese Regionen drang weder der Welt Schmerz noch die Skepsis. —

Zu den sich mehr und mehr geltend machenden orientalischen Kulte gehörten auch die der Juden und Christen; nur daß diese einen exklusiveren Charakter an sich trugen, als jene heidnisch-monothetischen. Zwar das Judentum begnügte sich damit,

gegen Andersgläubige das „außerwählte Volk“ zu spielen und im übrigen sich mehr passiv zu verhalten; wobei die Zahl der Leute, die dem Judentum sich anschlossen, im Orient, wie im Occident doch keine geringe war. Anders stand es mit dem Christentum; dieses war seiner Natur nach international und offensiv: es wollte den Umsturz der heidnischen Altäre, die ihm ein Greuel waren; zu diesem Zwecke entwickelte es eine energische, man kann sagen fanatische Propaganda, die in alle Kreise, die niedersten wie die höchsten hindrang, das Heidentum polemisch

Fig. 59.



Asclap und seine Incarnation als Schlange (Olycon).

angriff und dafür die Lehre von Gott dem Vater, dem Sohn und dem heiligen Geist vorbrachte; das wahre Licht, wo keine Finsternis herrsche, sei Christus und nicht Gott Sol; daß der Kaiser nur über die Dinge dieser Welt zu befehlen habe und wie man Gott seinen Schöpfer ihm zu Liebe nicht beleidigen dürfe (ein Grundsatz, mit dem die Vergötterung der Kaiser, in der zugleich die Hoheit und Einheit des Staatswesens ihren Ausdruck fand, sich nicht vertrug). Der Unsterblichkeitsglaube und die Hoffnung auf ein besseres Jenseits nach tapfer bestan-

denem Kampfe im Dasein spielte auch hier eine Rolle und spornte die Christen zu herausforderndem Bekenntnis an.

„Die Christen bieten alles auf“ — so schreibt einmal Origenes, der Alexandriner — „um den Glauben über die ganze Welt zu verbreiten. Einige von ihnen haben es sich zur Lebensaufgabe gemacht, nicht bloß von Stadt zu Stadt, sondern von Dorf zu Dorf zu gehen, um für den neuen Glauben zu wirken.“

Dabei waren Judentum wie Christentum dem Mißbrauch durch Schwindler und Lügenpropheten ebenso ausgesetzt, wie die heidnischen Sekten; und da die Grenzlinie zwischen den verschiedenen Systemen, zumal während der Übergangsperiode unter den Antoninen, keineswegs scharf gezogen war, konnte eine und dieselbe Persönlichkeit nach einander bald bei dieser, bald bei jener Partei eine Rolle spielen.

Einen Mann dieser Art hat uns Lucian von Samosata, der jeglicher Schwärmerei wie jeglichem Schwindel mit der ganzen Kraft seiner satirischen Begabung zu Leibe ging, in „Peregrinus Proteus“ gezeichnet.

Peregrinus, der sich selbst lieber mit dem homerischen Beinamen Proteus benannte, war (nach Lucians Schilderung) in seiner Jugend ein rechter Taugenichts gewesen, der wegen verschiedener tollen Streiche aus seiner Heimat, Parium in Mysien, hatte fliehen müssen. Er wurde hierauf in Palästina mit den Priestern und Schriftgelehrten der „Christianer“ bekannt, welche letztere einem profanen und fernerstehenden Beobachter wie Lucian noch mehr als eine jüdische Sekte erschienen. Peregrinus ließ sich „in der wundervollen Weisheit der Christianer“ — wie Lucian ironisch es ausdrückt — unterrichten; und dies „schlug bei ihm so gut an, daß seine Lehrer in kurzer Zeit nur Kinder gegen ihn waren. Er wurde gar bald selbst Prophet, Gemeindegeldtaster und Synagogenmeister, mit einem Wort Alles in Allem unter ihnen. Er erklärte und kommentierte ihre Bücher und schrieb deren selbst eine große Menge; kurz er brachte es so weit, daß sie ihn für einen göttlichen Mann ansahen, sich

Gesetze von ihm geben ließen und ihn zu ihrem Vorsteher, (d. i. wohl Bischof) machten.“ Lucian schaltet hier eine allgemeine Bemerkung über die Christen ein. „Übrigens verehren diese Leute den bekannten Magier, der in Palästina deswegen gekreuziget wurde, weil er diese neuen Mysterien in die Welt eingeführt hatte.“ Bei der Ausübung seiner Funktionen betroffen, wurde Proteus polizeilich in Haft genommen; ohne Zweifel deswegen, weil er mit seiner Propaganda über die Grenzen hinausging, welche Kaiser Traian in dem berühmten Erlasse an den jüngeren Plinius, den Statthalter der Provinz Bithynien, für die religiösen Orden und Sekten festgestellt hatte; die Grundsätze Traians aber wurden auch unter der Regierung der folgenden Kaiser als zu Recht bestehend erkannt.

Die Gefangenschaft stachelte Proteus, der sehr ehrgeizig und ruhmstüchtig war, noch mehr an, da er als Märtyrer und Bekenner in den Augen der Menge nur gewann und den Ruf eines außerordentlichen Mannes erlangte. „Denn sobald er in Banden lag, versuchten die Christianer, die dies als eine ihnen allen zugestößene Widerwärtigkeit betrachteten, das Mögliche und Unmögliche, um ihn dem Gefängnis zu entreißen; und da es ihnen damit nicht gelingen wollte, ließen sie es ihm wenigstens an der sorgfältigsten Pflege und Wartung in keinem Stücke fehlen.“ Vom frühen Morgen an sah man bei dem Gefängnis alte Weiblein, Witwen und Waisen: ja die Vorsteher erlangten durch Bestechung der Wächter die Erlaubnis, auch die Nächte bei dem Gefangenen zubringen zu dürfen. Reichliche Mahlzeiten wurden hineingetragen und bei den Mahlen Gebete gehalten. Selbst von den Gemeinden in Kleinasien kamen Gesandte, um zu trösten, zu raten und zu helfen. „Denn diese Leute sind in allen dergleichen Fällen von einer unbegreiflichen Bereitwilligkeit, für einander einzustehen und sparen dabei weder Mühe noch Kosten.“ So erhielt auch Peregrinus viel Geld und seine Gefangenschaft wurde für ihn eine Quelle ganz hübscher Einkünfte. „Diese armen Leute haben sich in den Kopf gesetzt, daß sie mit

Leib und Seele unsterblich werden und in alle Ewigkeit leben würden: daher kommt es dann, daß sie den Tod verachten und daß viele von ihnen ihm sogar freiwillig in die Hände laufen. Überdies hat ihnen ihr erster Gesetzgeber (der Apostel Paulus?) beigebracht, daß sie alle untereinander Brüder würden, sobald sie den großen Schritt gethan hätten, die griechischen Götter zu verleugnen, und ihr Knie vor jenem gekreuzigten Sophisten zu beugen und nach seinen Gesetzen zu leben. Sie achten also alles in gleicher Weise gering und halten es für eitel und nichtswürdig, indem sie solcherlei Lehren ohne irgend eine Bürgschaft annehmen. Kommt nun ein verschmitzter Betrüger zu ihnen, der die rechten Schliche weiß, so ist es ihm ein leichtes, die einfältigen Leute an der Nase herumzuführen und gar bald auf ihre Unkosten ein reicher Mann zu werden.“

Der Statthalter von Syrien sah das Vergehen des Peregrinus, zumal er auch sonst den Mann durchschaute, für unbedeutend an und ließ ihn laufen; worauf dieser, mit den Christen zerfallen, als cynischer Philosoph ein abenteuerliches Wanderleben in Italien, Aegypten und Griechenland führte, nicht ohne daß er überall, wo er hinkam, durch seine vorlaute Kritik Anstoß erregte; so in Italien, wo er gegen die Regierung loszog, so in Griechenland, wo er die Griechen aufforderte, sich gegen die Römer zu erheben u. s. w.

Zuletzt als er mit seinen anderen Künsten abgewirtschaftet hatte und er verlacht oder geprügelt wurde, kündigte er bei den Spielen zu Olympia öffentlich an, daß er nach dem Schluß derselben seinem Leben durch öffentliche Verbrennung ein Ende machen würde. Dies führte er auch aus: in einer mond hellen Mitternacht stürzte sich Proteus in Gegenwart einer Schaar von Cynikern und von zahlreichen anderen Zuschauern, die Geister seiner Eltern anrufend, auf den umfangreichen Scheiterhaufen, der in einer Grube errichtet war, und verbrannte sich. — Durch diesen selbstgewählten Tod wollte er zeigen, daß es ihm mit der Todesverachtung, zu der er als Cyniker sich be-

kannte, wirklich Ernst sei und daß er nicht hinter den Indern zurückstehe, an denen man im Zeitalter Alexanders d. Gr. ähnliches kennen gelernt hatte. Die That des Proteus, die historisch feststeht, ward von den Zeitgenossen viel bewundert, während Lucian in seiner Weise darüber herfällt und sich darüber lustig macht. Es erscheint die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß auch Lucians „Peregrinus Proteus“ mehr als der Typus einer Klasse aufzufassen ist, die zu jener Zeit nicht selten war und die sich in allen Sätteln zurecht fand, wenn es nur etwas eintrug; und daß der Satiriker sich nicht scheute einen Mann in dieser Weise zu schildern, dem es vielleicht mit dem östern Wechsel des Systems Ernst, der ein Schwärmer aber kein Betrüger war; wie dies in einer für diese Dinge so empfänglichen Zeit nicht Wunder nehmen dürfte. Auch wäre immerhin zu erwägen, daß die Lehren des einen Systems denen des anderen durchaus nicht immer geradezu entgegengesetzt waren und z. B. die Christen und die Cyniker in dem Punkte der Verachtung alles Irdischen ziemlich dieselbe Ansicht verfolgten. Lucian faßte diese Dinge von der schwachen Seite an, da das leichtgläubige Publikum in der Wahl seiner Berater öfters fehlgriff und in Folge dessen um sein Geld geprellt wurde.

Bei diesen Zwistigkeiten, welche Philosophen, Sektenstifter, Satiriker u. s. w. gegen einander ausfochten, spielte die Konkurrenz eine Rolle, welche man sich gegenseitig machte; auch der Brodneid kam in Betracht.

Unter den Religionsgenossenschaften waren den Neuerern wie den Vertretern des Atertums besonders die Christen verhaßt, weil dieselben gegen das Gaukelspiel der „Vügenpropheten“ sowohl wie gegen den Rationalismus der „Philosophen“ sich verhältnismäßig am meisten gezeitigten.

Da war es dann ein beliebter Kniff, den Böbel gegen die „Atheisten und Christianer“ aufzuheben; ein Schlagwort, das seine Wirkung auf die weitesten Kreise nie versahlte und das zugleich den Vorteil gewährte, daß man alle Gegner einbegreifen

konnte, namentlich auch die Epicuräer, die dem schwindelhaften Treiben der Religionsstifter gegenüber ebenfalls den Gleichmut bewahrten. Die Christenheße war eben das „No popery!“ jener Epoche; wie dies Lucian in dem Stücke „Alexandros oder der Lügenprophet“ drastisch hervorhebt.

Wir hören auch sonst viel von Schwindlern, die das religiöse Bedürfnis zu ihrem Vorteil ausbeuteten. So werden falsche „Erklärer Moses“ erwähnt. Allerlei andere schlimme Auswüchse ließen sich ebenso wenig vermeiden: so z. B. wenn eine christliche Sekte in übertriebener Strenge die Ehe ganz verbieten wollte, oder wenn andere von dem „tausendjährigen Reich“ schwärmten; worauf ja viel spätere Zeiten wieder zurückkamen. —

Im vierten Jahrhundert erlangte das Christentum das Übergewicht: nach mancherlei Hemmungen und Verfolgungen, die es dafür zu bestehen gehabt hatte, daß es die herrschende Staatsreligion in ihren Fundamenten angriff. Constantin stellte den Frieden her, indem er auch das Christentum privilegierte, dessen Priester mit Immunitäten begabte, wie sie die heidnischen bisher besessen hatten, Stiftungen zu Gunsten der Kirche erlaubte und von Staatswegen sie unterstützte.

So standen die beiden großen Religionsysteme, das heidnische und das christliche, die sich doch gegenseitig ausschlossen, zunächst gleichberechtigt neben einander.

Constantin selbst ist, wenn überhaupt, erst auf dem Totenbette Christ geworden, während er bei seinen Lebzeiten noch Tempel baute und sogar ein neues Priestertum zu Ehren seines eigenen Hauses, der „gens Flavia“, kreierte.

Doch schritt die Regierung jetzt gegen abergläubische oder unsittliche Religionsübungen ein, die Heilighaltung geweihter Haine und Kultstätten wurde nicht länger respektiert, sondern deren Benutzung zu öffentlichen oder Privat Zwecken erlaubt und sogar gefördert. Unter den Söhnen Constantins begann man

bereits, die alten Kulte selbst abzuschaffen, es wurde Schließung der Tempel, das Aufhören der Opfer dekretiert; was gelegentlich zu einer förmlichen Verfolgung der Heiden geführt hat.

Zugleich erfolgte die Konfiskation der Stiftungen zu heidnischen Kultuszwecken, sowie der fetten Pfründen, welche die Pontifices und Augurn bisher bezogen hatten, ohne dafür etwas thun zu müssen; man machte Miene selbst für die Ausrichtung des römischen Staatskultus in der alten Hauptstadt die Gelder zu streichen.

Aber da zeigte sich doch, daß die Lebenskraft des Heidentums keineswegs schon erschöpft sei; zahlreiche Gesellschaftskreise, auf dem Lande, wie in den Städten hielten am alten Kultus fest, namentlich auch ein nicht geringer Bruchteil der Intelligenz: die Professoren in Athen, Antiochia, Alexandria, ferner die alt-patricischen Geschlechter, die im Senat zu Rom den Ton angaben, auch dann noch, als sie bereits gegenüber den Parvenus in der Minderheit sich befanden. Dieselben wiesen darauf hin, daß die Staatsopfer für das Wohl des Reiches, wie des Kaisers nach wie vor ausgerichtet, auch die Auspicien in althergebrachter Weise eingeholt werden müßten; daß der Staat die Kosten zu bewilligen habe — seine Existenzberechtigung beruhe darauf. Dies Programm wurde von der Senatorenpartei mit nicht geringerer Zähigkeit und Hingebung verfochten, als achthundert und mehr Jahre früher die Sache der Patricier gegen die Plebejer. In der Kurie war eine Statue der Victoria vorhanden, vor der im Namen des Senates geopfert zu werden pflegte. Als Kaiser Gratian im Jahre 384 dieselbe entfernen ließ, womit die christliche Majorität der hohen Körperschaft einverstanden war, erhob sich darob ein wahrer Sturm der Entrüstung.

Unter diesen Umständen darf es nicht Wunder nehmen, daß es wiederholt auch zu Reaktionen gegen das Christentum kam, die an jenen heidnischen Kreisen ihren Rückhalt fanden. —

Auf die Söhne Constantins folgte sein Nefte, Julian der Apostat (361—363), ein Zögling der athenischen Schule, der in

der Opposition aufgewachsen war und darüber in die neuplatonische Philosophie sich vertieft hatte. Auf den Thron gekommen, wagte er den Versuch, das Heidentum zu regenerieren, und das christliche Wesen wieder in die zweite Linie zurückzudrängen. Die Privilegien zu Gunsten der Christen und ihrer Priester wurden aufgehoben, während sie für die heidnischen Korporationen wieder in Kraft traten. Die verfallenen Tempel wurden restauriert, die Opfer nach altem Ritus dargebracht, indem der Kaiser in Person sich daran beteiligte. Auch die alte Litteratur, die mit dem Heidentum durch tausend Fäden verknüpft war, sollte in diesem Sinne verwertet und namentlich der mittlere und höhere Unterricht den Christen gänzlich entzogen werden, indem der Kaiser christliche Grammatiker und Rhetoren von den Lehrämtern ausschloß: die klassische Litteratur und das Christentum seien Dinge, die sich mit einander nicht vertrügen.

Nochmals kam der Kult des Sonnengottes zu Ehren, in welchem, wie Julian sagt, der wahre Abglanz der höchsten Gottesweisheit, zugleich die Einheit des Sinnlichen und Übersinnlichen, des Himmlischen und des Irdischen in seiner konkretesten Gestalt sich repräsentiere.

In einer von ihm selbst verfaßten Streitschrift bemühte sich der Kaiser, der in seinem Eifer sich persönlich exponierte, den Nachweis zu liefern, daß die Lehre der Christen von Gott dem Vater und dem Sohn in der heidnischen Mythologie, in den Vorstellungen von Zeus und Helios oder Heclepios, dem „Heiland“, den Urhebern aller geistigen und natürlichen Kräfte, gleichfalls enthalten seien.

Neben der Wiedererweckung der heidnischen Mysterien legte Julian besondern Wert auf die Reorganisation des heidnischen Priesterstandes, die nach dem Muster des christlichen vor sich gehen sollte.

Die Rundschreiben, die er zu diesem Zwecke als „Pontifex maximus“ erließ, sehen „Hirtenbriefen“ auf ein Haar ähnlich. Er stellte hohe Anforderungen hinsichtlich der Sittlichkeit, wie

hinsichtlich der Mildthätigkeit, er empfahl Hospize zu errichten und der Armenpflege sich anzunehmen; er stellte zu diesem Zwecke Staatsunterstützung in Aussicht.

Der ganze Versuch hatte nicht Zeit, sich gehörig zu entfalten; wer weiß, was geschehen wäre, wenn Julian noch zwanzig Jahre regiert hätte.

Es war eine Menge indifferenter Elemente vorhanden, die sich nach den Umständen auf die eine oder die andere Seite zu schlagen bereit zeigten; wer die Staatskarriere ergriff, ließ sich erst auf dem Totenbette taufen, um durch religiöse Scrupel, wenn er etwa als Magistrat heidnische Sakralakte auszuführen hätte, nicht gehindert zu werden.

Fig. 60.



Kaiser Julian.

Erst unter der orthodoxen Dynastie des Theodosius wurde wieder gewaltsam christianisiert; es war dies ein Rückschlag gegen den Versuch des Urrpators Eugenius (392–394), mit Hilfe der heidnischen Partei in Rom seine Herrschaft zu begründen.

Infolge der energischen und konsequenten Haltung der Dynastie erfolgten Massenübertritte zum Christentum. Das hatte aber zugleich die Wirkung, daß die Bekehrung eine sehr oberflächliche war und daß fast das gesamte Inventar des Heidentums in das Christentum hinüberwanderte; der besiegte Teil zog durch ein Hinterpförtchen wieder als Sieger ein.

Die Tempel, an denen das Volk festhielt, wurden entweder einfach dem christlichen Gotte geweiht oder nach ihrer Zerstörung

durch Kirchen auf gleicher Stätte ersetzt. Die volkstümlichen Meinungen und Bräuche wurden durchwegs beibehalten, höchstens daß man ihnen eine neue Deutung unterlegte. Auch die heiligen Zeiten blieben dieselben, indem an die Stelle heidnischer Kultustage christliche Feste, vornehmlich Gedenktage der Märtyrer gesetzt wurden. Wenn man zufällig keinen passenden Heiligen wußte, so nahm man keinen Anstand, irgend einen Beinamen des heidnischen Gottes zu verwerthen, um daraus einen Heiligen zu konstruieren. Wie denn auf diese Weise aus dem ägyptischen Gott Horus unser drachentötender St. Georg hervorgegangen zu sein scheint, dessen Legende einen ganz apokryphen Charakter an sich trägt. Überhaupt war die christliche Legende beflissen, der heidnischen schönen Litteratur an pikantem Reiz, an abenteuerlichen und wunderbaren Zügen möglichst nachzueifern. Es finden sich novellistisch und romanhaft zum Besten frommer Leser herausstaffierte Stoffe, an denen kein Wort wahr ist, die nur den Zweck haben, erbaulich zu wirken: da kommen Eremiten vor, die mit Löwen und Wölfen auf vertrautem Fuß stehen, von Raben täglich ihr Brot bekommen, mit Centauren und Satyren intimen Verkehr pflegen, ein Alter von mehr als hundert Jahren erreichen und schließlich helleuchtend, von Engeln, Propheten und Aposteln umgeben, gen Himmel fahren. — So steht es z. B. in dem Leben des heiligen Eremiten Paulus von Theben ausführlich zu lesen; dasselbe ist aus der Feder des Hieronymus geflossen, der noch eine ganze Reihe anderer Heiligennovellen dieser Art geschrieben hat, über welche schon die zeitgenössische Kritik ihre Zweifel nicht verhehlte.

Die heidnische Romantik, wie sie bei Apuleius zu Tage getreten war, fand in dieser christlichen ihre zeitgemäße Fortsetzung. Besonders lebhaft beschäftigte sich die Legende mit schönen Sündnerinnen, namentlich an den Orten, wo früher der Aphroditekult in seinen verschiedenen Abarten geherrscht hatte; die Heldinnen dieser Legenden, die alle an Aphrodite erinnernde Namen tragen: Afra, Pelagia, Marina u. s. w., finden trotz des früheren

unsittlichen Lebenswandels schließlich durch Reue und Buße ihren Weg zum Himmel; wobei die Art und Weise ihrer Befehrung sensationell zugespitzt ist. Nicht selten tritt eine in ein Mannskloster ein, hat dabei unerkannt mancherlei Verdrießlichkeiten zu bestehen, bis nach dem Tode der erkannte Sachverhalt der Verleumdung ein für allemal den Mund stopft. Selbst die zu Amathus auf Kypros verehrte härtige Venus fand an härtigen weiblichen Heiligen eine Nachfolge: wie denn die hl. Kümmernuß bis auf unsere Zeit in Tirol so verehrt ward.

Dieser hundertjährige Assimilationsprozeß, der Christentum und Heidentum zu einer höheren Einheit verschmolz, ließ auch sonst in der Litteratur, wie auf den Denkmälern, tiefgehende Spuren zurück und kann überhaupt bis in das Zeitalter der Antonine zurückverfolgt werden.

Damals schrieb Clemens von Alexandria, der berühmte Kirchenvater, seine Werke, mit der offen ausgesprochenen Tendenz, die platonische Philosophie und das Christentum mit einander zu versöhnen und zu verbinden; denn Christus sei der „Logos“, der Quell der Wahrheit, die Weltvernunft. Es ist dies das kühnste litterarische Unternehmen, das aus dem Schoße der alten Kirche hervorging und das hundert Jahre später dem Verfasser den Vorwurf der Häresie kaum erspart hätte.

Ebenso wenig nahm man in der Zeit des Überganges daran Anstoß, wenn Christen die altheidnische Formel „D(is) m(anibus) s(acrum)“, d. i. den Geistern des Verstorbenen geweiht, sich auf den Grabstein setzen ließen; daneben erscheint ohne weiteres das Zeichen des Kreuzes, womit die Christen sich zu segnen pflegten.

Ebenso bezeichnend ist ein anderer Fall. Wenn jemand in blühender Jugend plötzlich durch den Tod dahingerafft wurde, so herrschte der Glaube, daß es dabei nicht mit rechten Dingen zugegangen sein möchte, daß vielmehr heimliche Gewalt oder irgend ein verborgener Zauber mit im Spiel sei. Man er-mangelte nicht, diesem Glauben auf den Grabdenkmälern durch

Wort und Bild Ausdruck zu geben: es erscheinen zwei abwehrende Hände abgebildet, während zugleich der allsehende Sonnengott angerufen wurde, an den Übelthätern, die das unschuldige Blut vergossen hätten, Vergeltung zu üben.

Die Christen hegten denselben Glauben, substituierten jedoch dem heidnischen Sonnengott den „höchsten allsehenden Gott“, der mit seinen Engeln gegen die Mörder oder Giftmischer als Rächer auftreten sollte; in der Verwünschungsformel ist die Sprache des alten Testaments nachgeahmt. —

Und so machte das alte Heidentum sich in allen Beziehungen geltend; das christliche Publikum war zum guten Teile zugleich ein halbheidnisches, trotzdem die Polemik dagegen von den Eiferern energisch genug geführt wurde.

Fig. 61.



Die Berechnung Christi durch die Magier. (Von einem Sattelpfahre der Katakomben n.)

Die Liebhaber des Theaters oder des Cirkus ließen sich nicht abhalten, dieselben auch fernerhin zu besuchen, obwohl noch immer die altklassischen Stücke mit ihrem heidnisch-mythologischen Inhalt gegeben wurden. Auch wurden in den Verordnungen, welche gegen Gebäude, die dem heidnischen Kultus dienten, erlassen wurden, ausdrücklich diejenigen ausgenommen, welche zugleich für diese Spiele in Betracht kamen; diese sollten nicht angefaßt werden — ein Zugeständnis, das man den Bewohnern der Hauptstädte nicht verweigern durfte. Dabei war es freilich ärgernisgebend, wenn kirchliche Festlichkeiten mit der Zeit der Spiele zusammenfielen und von vielen, vielleicht von der Mehrzahl, das Theater der Kirche vorgezogen wurde.

In Rom hat sich der offiziell=heidnische Staatskult thatsächlich bis zum Sturze des Westreiches erhalten: man holte die Auspizien ein und fütterte auf öffentliche Kosten die „heiligen Hühner“, die aus der Art und Weise, wie sie fraßen, die Zukunft erkunden ließen. Wir hören, daß der Usurpator Eugenius, als er gegen Kaiser Theodosius ins Feld zog (394 n. Chr.), die Götter um den glücklichen Ausgang nach alter Weise befragte. Manche heidnisch-volkstümlichen Feste brauchten noch hundert und mehr Jahre, bis sie in passender Form dem christlichen Kalender sich einfügten. So das Fest der Lupercalien, das erst im J. 494 von dem römischen Bischof Gelasius abgeschafft und in das Fest Mariä Reinigung umgewandelt wurde. Der letzte Apollotempel in Italien, der auf Monte Casino, wurde im Jahre 529 vom hl. Benedict zu einem Kloster gemacht; in demselben Jahre, in welchem Kaiser Justinian die berühmte Philosophenschule in Athen aufhob, die bis zuletzt dem „Hellenismus“, d. i. dem Heidentum die Treue bewahrt hatte. —

V. Kapitel.

Der Ausgang des römischen Weltreichs.

Das römische Reich ist zu Grunde gegangen an der Schwäche des Alters, nachdem jeder Organismus nur auf Zeit zu bestehen bestimmt ist: die Kräfte erschöpfen sich und schließlich im Alter macht ein an sich nicht viel bedeutender Vorfall dem „Leben“ ein Ende. Nichts bleibt zurück, als der mehr oder weniger nachhaltige Eindruck und die Konsequenzen der Thaten des Geschiedenen, mit denen seine Nachkommen zu rechnen gezwungen sind.

Beim römischen Reich kann man dieses Stadium, welches durchzumachen wie nicht jedem menschlichen, so auch nicht jedem staatlichen Organismus vergönnt ist, ziemlich genau verfolgen.

In den vorgeschritteneren Kulturlandschaften des Reiches, z. B. in Afrika, machte sich im dritten Jahrhundert gerade in den tonangebenden Schichten der Bevölkerung das Gefühl der Lebensmüdigkeit und des herannahenden Endes geltend.

Ohne daß ein bestimmter Anlaß gewesen wäre, wurden Klagen laut über die „schlechten Zeiten“, über die Verderbnis der Natur, über die zu weit getriebene Ausnützung, der gegenüber der Boden nicht bestände. Man klagte weiter über die Krankheiten und die Trockenheiten, über die Kriege, über die Heuschrecken, Mäuse und Hagelschlag, Überschwemmungen und andere Naturereignisse, als ob solche in der Vorzeit gar nicht vorgekommen wären. Früher seien die Leute viel älter geworden als jetzt. Es gehe mit der Welt zu Ende, auch die Metalle in

den Bergwerken seien völlig ausgebeutet, überhaupt habe die Natur sich umgewandelt; Seuchen, Unfruchtbarkeit, Hungerstot, Hitze seien davon die Folge. Daher komme der Staub auf der Erde, die Saftlosigkeit der Kräuter, ferner daß die Weinstöcke durch den Hagel beschädigt, die Ölbäume durch die Winde geknickt würden; es wachse nichts mehr, selbst in den früher reichsten Provinzen. So neige sich die Sonne vor dem Untergange, so verglimme der Mond vor dem Anbruch des Tages und der Baum, der einst grünend und fruchtbringend dastand, werde umgestalt, wenn das Alter seine Zweige saftlos mache, auch die Quelle, welche lange reichlich floß, gebe schließlich nur spärliches Maß: Alles was besteht, ist da, um zu vergehen. —

Dies Gefühl, daß man am Ende der Dinge stehe, kam in jeder Beziehung zum Ausdruck: man sah mit Sehnsucht zurück in die klassischen Zeiten, wo die griechische wie die römische Nation jugendkräftig dastanden, und in Litteratur, in Kunst, in Politik das Höchste geleistet hatten. In den Schulen bekamen die Knaben nur Themata zur Behandlung, die sich auf die „alte Geschichte“ bezogen: auf die Perserkriege, auf die Zeiten des peloponnesischen Krieges, höchstens noch aus jener Alexanders d. Gr. Besonders waren es die Tyrannemörder Harmodios und Aristogeiton, die immer wieder zur rhetorischen Übung herangezogen wurden — wie denn ein satyrischer Dichter der tödlichen Langleiwe des Rhetors erwähnt, der zum hundertsten Mal anhören muß, „wie die zahlreiche Klasse grausame Tyrannen tötet.“ Ein Thema aus der modernen Geschichte zu nehmen — und die letztere rechnete man im Zeitalter der Antonine von der Schlacht bei Actium an — fiel den Schulmännern nicht ein; das blieb den offiziellen Lobrednern vorbehalten.

Jene Klagen, daß es mit der Welt abwärts gehe, wurzelten in der Erkenntnis, daß man sich immer weiter von den Grundbedingungen des antiken Lebens entferne. Man sah, wie die Familien, welche in der Vergangenheit sich mit Ruhm bedeckt hatten, eine nach der andern ausstarben.

Auch war es allerdings richtig, daß der Bevölkerung des Reiches durch Naturereignisse, wie Erdbeben und Pestilenzen, mehrmals so arg mitgespielt wurde, daß die einzelnen Fälle geradezu epochemachend für die ganze innere Entwicklung geworden sind. In ähnlicher Weise, wie es bei der Pest des J. 429 v. Chr. für Athen der Fall war.

So wütete unter Kaiser Marc Aurel eine Pest, welche Soldaten aus dem Orient eingeschleppt hatten. Das Reich wurde so entvölkert, die Reihen der Legionen derart gelichtet, daß der Kaiser sich genötigt sah, ganze Landstriche mit Barbaren zu besiedeln, damit der Boden bebaut würde; die Reihen der Armee mußten durch Sklaven und Gladiatoren ergänzt werden.

Nicht weniger verheerend wirkte eine Pest, die um die Mitte des dritten Jahrhunderts ausbrach und durch welche in manchen Gegenden, wie z. B. in Alexandria, die Hälfte der Bewohner dahingerafft wurde.

Von diesen Zeiten datiert die physische Entartung der römischen Rasse und der rasche Rückgang Italiens: deutlich tritt dies an den Bildnissen der Denkmäler zu Tage, die im Gegensatz zu früher von jetzt an skrophulöse, krankhafte Gestalten uns vorführen. Mit dem physischen Vermögen gingen aber auch die geistigen Vorzüge verloren und die folgende Zeit ist durch das Absterben derselben gekennzeichnet.

Die Abnahme der Lebenslust äußerte sich auch in dem Umstande, daß die Ehelosigkeit von Philosophen und religiösen Sekten als oberstes Prinzip mit steigendem Erfolg angepriesen wurde. So von dem Philosophen Epictet, dem Zeitgenossen des Hadrian, dem eine ganze Reihe anderer folgten. Man könne nicht zugleich der Philosophie obliegen und eine Frau haben; ein Grundsatz, der, schon von einigen Griechen des Altertums entwickelt, jetzt besonders eifrige Vertreter und Hörer fand. Es hing die Empfänglichkeit für diese Lehre wohl mit den sozialen Mißverhältnissen zusammen, die in der Familie hauptsächlich eine Last erblicken ließen.

Damit Hand in Hand ging die Ausbreitung des Mönchswesens, indem die ehelosen Leute zu gemeinsamem Haushalt und geregeltm Leben sich vereinigten. Die Kirchenväter unterließen nicht, zu dieser Thatsache den entsprechenden Text zu liefern: ausführlich wurde von ihnen erörtert, warum in früheren Zeiten, z. B. in jener der biblischen Erzväter andere Grundsätze löblich waren: damals sei die Welt noch leer und unkultiviert gewesen, weshalb die Patriarchen die Aufgabe gehabt hätten, dem Reiche Gottes so viele Bürger als möglich zuzuführen; was sie aus Pflichtgefühl auch nicht unterlassen hätten. Jetzt aber seien schon genug Leute vorhanden und könne der Einzelne seiner eigenen Vollkommenheit ausschließlich sich widmen. Zugleich entbrannte der Kampf über die Ursachen des allgemeinen Rückganges unter den verschiedenen religiösen Parteien im Reiche mit immer größerer Heftigkeit; indem man sich gegenseitig die Schuld alles Unheils in die Schuhe schob. Die Heiden sagten: seitdem das Christentum aufgekommen, hätten die Götter die Lenkung der Menschenschickale aufgegeben, sie seien aus der elenden Welt ausgezogen; da man sie nicht mehr ehre, ließen sie solche, früher ganz unerhörte Dinge zu.

Die Christen entgegneten: ein solcher Zorn der Heidengötter wäre kindisch, da er ja nicht nur ihre Gegner treffe. Es sei vielmehr anzunehmen, daß die Welt gezüchtigt werde, weil sie Gott nicht gehorche; insolge dessen weigere die Natur ihrerseits den Menschen den Gehorsam.

Manche suchten die heidnische Polemik durch den Hinweis zu widerlegen, daß es so nicht erst geworden sei, seitdem das Christentum sich offizieller Anerkennung und Bevorzugung erfreue; daß der Pessimismus der jetzt in der Minorität befindlichen Partei überhaupt viel zu weit gehe. Noch scheine Sonne und Mond, die Tiere seien dieselben wie früher, die Menschen heirateten und zeugten Kinder, das kaiserliche Ansehen sei nicht vermindert, sondern nehme eher zu: es sei alles noch beim Alten. Es fehle nicht an reichen Jahren, wo solcher Überfluß vorhan-

den sei, daß die Kaufleute staunten. Einzelne Hungerjahre habe es auch früher gegeben; ebenso Hagelschäden; ja nach Angabe der alten Chroniken habe es damals sogar Steine geregnet, und sei auch sonst vieles ärger gewesen wie jetzt.

Das Emporkommen neuer Volksschichten.

Die Verwaltung des römischen Reiches war von Anfang an basiert auf die städtischen Gemeinden, deren Zahl für jede Provinz bei der Einrichtung derselben gesetzlich festgestellt wurde. Diese städtischen Gemeinden aber bildeten gleichsam kleine Staaten im Staate; sie wählten ihre Obrigkeiten, verwalteten das ihnen zugewiesene Gebiet wie eine Provinz, besorgten das Straßenwesen und die Verkehrsanstalten, verteilten die Steuern auf die Angehörigen des Gemeinwesens; ja in den noch nicht völlig befriedeten Provinzen des Reiches zog im Kriegs-falle der Bürgermeister an der Spitze der Bürgerwehr aus, um die Grenzen des Stadtgebietes zu verteidigen — so wie es Rom in den Anfängen seiner Entwicklung gehalten hatte.

Die „Stadt“ war der Mittelpunkt der Administration, wo die „Besitzer“ ihren Wohnort hatten; denn diese zogen nur im Sommer hinaus auf ihre Villen. Das ganze Jahr über wohnte auf dem platten Lande nur die abhängige Bevölkerungsklasse: Sklaven und Pächter, allenfalls auch die kleineren Besitzer; schließlich verschmolzen diese drei Kategorien zu der einen der „coloni“, d. h. der den „Besitzern“ zins- und dienstpflchtigen Bauern, die seit dem vierten Jahrhundert gesetzlich an ihren Beruf und Boden gefesselt waren; ebenso wie die „Besitzer“ für die Erfordernisse und Leistungen der „Stadt“ dem Staate verantwortlich gemacht wurden.

Ein System, das* nur in besonderen Fällen eine Ausnahme erlitt. Z. B. in Ägypten, wo das Städterwesen wenig entwickelt war und die alte Gauverfassung fortbestand. Oder in der Provinz Afrika, wo neben den Städten die umfassenden Latifundien der großen Besitzer lagen, von deren Bedeutung es eine Vor-

stellung giebt, wenn man hört, daß zur Zeit des Kaisers Nero die halbe Provinz in den Händen von nur sechs „Herren“ sich befand, die der Kaiser hernach töten ließ. Solche ausgedehnte Besitzungen dem Gebiete einer Stadt einzuverleiben, ging nicht an, wenn man nicht die Gemeindeautonomie im Keime ersticken wollte; denn die „Grundherren“ würden auf alle Verhältnisse gedrückt und da sie hier in Afrika auf ihren Herrenhöfen sitzen blieben, inmitten der von ihnen abhängigen Dörfer, ein centrifugales Element innerhalb der städtischen Gemeinwesen gebildet haben — die Interessen der Städte und der Latifundienbesitzer ließen sich nicht immer vereinbaren. So ist man hier dazu geschritten, die Herrenhöfe mit ihren Kolonendörfern als für sich bestehende Gemeinwesen, als sogenannte „Territorien“ auszuscheiden; an der Spitze stand, wie in den Städten die gewählten Magistrate, so hier der „Herr“, beziehungsweise, falls dieser es vorzog, etwa in Rom seine Einkünfte zu verzehren, der herrschaftliche Verwalter. Wie den Städten, so wurde auch diesen „Herren“, wenn sie beim Kaiser oder dem Senat darum einkamen, die Ausübung der Marktgerechtigkeit für bestimmte Tage im Sahre verliehen.

In derselben Weise ist in Gebirgsgegenden, z. B. im jetzigen Tirol, wo das Städtewesen nicht aufkam, die altherkömmliche Gauverfassung durch die ganze Kaiserzeit hin in Kraft geblieben. Ja es haben sich zum Teil die Namen der Gaue bis zum heutigen Tage erhalten; wie die Vergleichung des offiziellen Zeichnisses zeigt, das auf dem großen Denkmal angebracht wurde, in dem Senat und Volk der Römer dem Augustus für die Unterwerfung der Alpenlandschaften ihre Huldigung darbrachten. Es ist dies das sog. „tropaeum Alpium“, das auf der äußersten Spitze der Seealpen errichtet wurde, eine Stunde oberhalb Monaco und der Spielbank von Monte Carlo. Gegenwärtig steht noch der weithin sichtbare Turm, von wo aus man das ligurische Meer überblickt. Das Dorf Turbia, das von dem „tropaeum“ seinen Namen hat, ist dem Denkmal angebaut, die

Inschriften befinden sich gegenwärtig im Museum zu St. Germain en Laye bei Paris.

Darin werden als von dem Stieffsohne des Augustus, dem Drusus, unterworfen bezeichnet die „Isarci“ — das sind die Bewohner des Eisackthales, die Venoster, von denen noch der Wintschgau benannt ist, die Veniater im heutigen Engadin u.

Während hier, wie man sieht, die Verhältnisse immer sehr stabiler Natur waren, machten im übrigen Reiche sich mancherlei Änderungen geltend, teils kraft ruhiger steter Entwicklung, teils auf dem Wege der Revolution.

So in Afrika. Zum Teil scheinen die Großbesitzer mit den kleineren gut ausgekommen und gemeinsame Aktionen für die bedrohten agrarischen Interessen dem Fiskus gegenüber Platz gegriffen zu haben. So stand man z. B. im Jahre 238 n. Chr. zusammen gegen den Steuerbeamten des Kaisers Maximin, der sich allerlei Übergriffe erlaubte. Es fand damals eine große Versammlung sämtlicher agrarischen Interessenten in der Stadt Thyssdrus statt.

Später gingen die Interessen der großen und der kleinen Besitzer, sowie der abhängigen Leute auseinander und es kam im Laufe des vierten Jahrhunderts zu blutigen Auftritten.

Auch der städtischen Besitzeraristokratie gegenüber erhob sich der Widerstand der das flache Land bewohnenden Klasse. Die Leute wollten nicht nur Lasten tragen, sondern auch über die Art und Weise der Repartierung ein Wort mitreden.

Wir sehen, wie in der Folge dem bäuerlichen Element von Seite der Regierung eine immer größere Bedeutung zuerkannt wird. In den Schriften des vierten Jahrhunderts werden neben den Städtern, die bisher allein figurirt hatten, mit Nachdruck auch die Bauern genannt, so z. B. wenn festliche Einzüge eines Regenten stattfanden; den ländlichen Kultan wird besondere Beachtung geschenkt. Mit Nachdruck hebt man hervor, daß der Soldatenstand sich hauptsächlich aus den Bauern rekrutiere, daß auf ihren Leistungen zugleich die finanzielle Tüchtigkeit der

Städter beruhe. Man lobte ferner die konservative Gesinnung der Bauern im Gegensatz zu den Städtern, ihre Unschuld und Gottesfurcht, ihre Moralität und ihr geordnetes Familienleben. Man kann überhaupt die Bemerkung machen, daß die maßgeben-

Fig. 62.



Kaiser Trajan.

den Kreise der römischen Gesellschaft im Laufe der Zeit sich immer mehr demokratisiert haben. Im ersten Jahrhundert der Kaiserzeit führten die altadeligen Geschlechter das Regiment, an ihrer Spitze, als das erste, das Julisch-Claudische. Mit Vespa-

sian war der italische Municipaladel aus Rufer gekommen; mit Traian die Römer der Provinzen. Das dritte Jahrhundert führte noch eine Schicht tiefer; es bestiegen ehemalige Bauernjungen, ja Schweinehirten den Thron, die beim Militär von der Pike auf gedient hatten. Das Ende führte wieder dahin zurück, wovon man ausgegangen war. Den Kaiser Theodosius den Älteren, der am Landleben Geschmack fand, verglich einer seiner Lobredner mit Curius, Coruncanus und Fabricius, den Mustern altrömischer Tugend. Auch die Vitteraten der Zeit begannen aus dem Bauernstande sich zu rekrutieren.

Bereits kamen sozialistische Tendenzen zur Geltung. Die Bauernaufstände, die am Ausgang des dritten Jahrhunderts ausbrachen und im ganzen Reiche ihr Echo fanden, bezeichnen die Krise dieser Entwicklung. Unter diesen Aufständen ist jener in Gallien von besonderem Interesse. Die Bauern organisierten hier einen förmlichen „Bundschuh“ gegen ihre Herren unter dem Namen der „Bagauden“, dessen Bedeutung nicht ganz klar ist. Die bewaffneten Scharen der Aufständischen, unter denen, außer abgewirtschafteten Bauern, Hirten und Taugenichtse eine hervorragende Rolle spielten, verwüsteten das flache Land rings um die Städte und wagten sich endlich sogar an die Belagerung der letzteren. So ward Augustodunum (Autun) von ihnen berannt. Da schickte der Kaiser Diocletian seinen Mitregenten Maximianus Herculeus nach Gallien und dieser wußte durch kluges Auftreten die Bewegung in Kürze zu bemeistern. Die Insurgenten wurden in einigen leichten Gefechten geschlagen und zerstreut; anstatt sie durch Strenge zur Verzweiflung zu bringen, wurde die Schuld vielmehr auf das Elend der Zeiten geschoben. Maximian wünschte, wie sein offizieller Lobredner es ausdrückt, mehr das Vergessen des Sieges, als dessen Ruhm. Eine Haltung, die um so bemerkenswerter ist, als dem Altertum solche sentimentale Umwandlungen sonst fremd waren.

Übrigens glimmte die Bewegung im Stillen fort, da die Ursachen derselben nicht behoben werden konnten. Das Über-

gemicht der großen Besitzer über die kleinen war zu bedeutend, als daß diese, zumal die Steuern beständig erhöht wurden, hätten bestehen können. Die zwangszweisen Feilbietungen waren in erschreckender Mehrung begriffen. Zudem wußten die vermöglicheren Klassen, welche allein bei Repartierung der Staatslasten mitzureden hatten, diese immer auf die Schultern der kleinen Leute abzuwälzen; und dieser Eigennutz gereichte schließlich Allen zum Verderben. Es ist bemerkenswert, daß nicht wenige Angehörige der gebildeten Stände für die unterdrückte Menge Partei nahmen, so im fünften Jahrhundert der Arzt Eudoxius, der als ein besonders verwegener und rühriger Geist geschildert wird. Auch hervorragende Geistliche nahmen für die armen Leute Partei, wie ja dem Christentum von Haus aus ein gewisses sozialistisches Raisonnement nicht fremd war; so z. B. wenn behauptet ward, daß der Knecht dem Herrn gleich, ja ihm vorzuziehen sei, wenn er sittlich vollkommener wäre u. s. w. Es war die Revolution der unteren Volksschichten gegenüber den oberen, die in solchen Redensarten ihren Ausdruck fand.

Es wurden in der Litteratur Stimmen laut, welche erklärten: die Bagauden hätten eigentlich recht und ihre Gegner unrecht; gegen das historische Recht und das Recht der Juristen ward das natürliche Recht ausgespielt, „das mit uns geboren ist und von dem leider nie die Frage“.

Da ward hervorgehoben, daß die armen Leute eben durch das römische „Recht“ ruiniert worden seien, wie man sie zur Verzweiflung gebracht, indem man sie förmlich rechtlos erklärt und durch das drakonische Steuersystem zu Bettlern gemacht hätte. So wären sie eigentlich gezwungen, Räuber und Barbaren zu werden. Auf dieselbe Weise würden auch diejenigen, welche noch nicht Bagauden wären, ihnen in die Arme getrieben. Denn was bliebe den Leuten anders übrig, nachdem sie exequiert und um Haus und Hof gebracht seien?

Schließlich geschah die Lösung dieser Frage nicht durch sozialistische Utopien, sondern durch das Eintreten der Germanen;

indem agrarische Verhältnisse geschaffen wurden, wodurch den kleinen Besitzern Lust gemacht wurde: durch die Occupation und Auftheilung der Latifundien der großen Besitzer; zugleich durch die Vereinfachung der staatlichen Administration, welche eine bedeutende Verminderung der Steuerleistung im Gefolge hatte.

Die Occupation der westlichen Landschaften des Reiches durch die germanischen Stämme ward wesentlich erleichtert infolge der Sympathien, welche die unterdrückte Menge ihnen entgegenbrachte; unter ihrer Herrschaft — so hieß es — sei besser leben, als unter jener des Reiches.

Die Verlegung der Reichshauptstadt nach Byzanz und ihre Folgen.

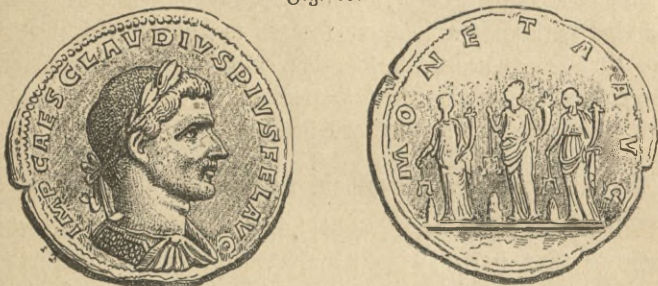
Man darf nicht außer acht lassen, daß wir es mit einer Epoche zu thun haben, die ein halbes Jahrtausend gewährt hat und daß während dieser langen Zeit in den inneren Verhältnissen des Reiches, in der Stellung der einzelnen Landschaften zu einander mancherlei Schwankungen vorkamen, infolge deren schließlich eine Verlegung des Schwerpunktes der Reichsregierung erfolgte.

Die Zahl der Bewohner des römischen Reiches mag zur Zeit der Antonine etwa 120 Millionen Seelen betragen haben. Bis dahin war die Bevölkerung in den Provinzen im Steigen begriffen, da beständig neue Erwerbsquellen sich öffneten, Straßen gebaut, Sümpfe ausgetrocknet, Bergwerke eröffnet, neue Pflanzensorten eingeführt, mit einem Wort der Kultur in jeder Hinsicht die Bahn gebrochen wurde. Manche Landschaft, die dem Reiche zu Beginn der Kaiserzeit mehr Geld kostete, als sie eintrug, gehörte hundert Jahre nachher schon zu den steuerkräftigsten Provinzen, wie dies z. B. bei Gallien und Hispanien der Fall war.

Die reichsten und einträglichsten Provinzen lagen jedoch im Osten: wo Asien 500 autonome Städte aufwies, Aegypten durch die Getreidekultur und den Indienhandel Millionen verdiente.

Andere Landschaften, die noch halbbarbarisch waren, ge-
reichten dem Reiche gleichfalls zum Nutzen. Während in Gallien
und Hispanien das römische Bürgerrecht auf immer weitere Kreise
sich erstreckte, je nachdem das Gausystem durch das Städtewesen

Fig. 63.



Kaiser Claudius (Gothicus).

verdrängt wurde, geschah dies in Syricum von einem anderen
Gesichtspunkte aus. Dieser Verwaltungssprengel, der in finan-
zieller Hinsicht mehr zurückstand, lieferte ausgezeichnete Soldaten;

Fig. 64.



Kaiser Probus.

und dies war um so wichtiger, als in den „civilisierten“ Provinzen,
wo zugleich die Verweichlichung mehr und mehr einriß, bald
niemand mehr zum Militär gehen wollte. Als nun in der Mitte
des dritten Jahrhunderts Not an Mann ging, da waren es

weder Italiker, noch Gallier oder Hispanier, noch auch Asiaten oder Aegypter, die das Reich verteidigten und den Ansturm der Barbaren zurückschlugen, sondern es war in erster Linie die illyrische Armee und ihre heldenhaften Führer: Claudius (der Gotenbesieger), Aurelianus, Probus, Diocletian u. a. m.

Seitdem mußte das frühere Hauptland des Reiches, Italien, das bereits seit geraumer Zeit an kultureller Blüte von den Provinzen des Westens wie des Ostens überflügelt war, auch hinter den halbbarbarischen illyrischen Landschaften zurückstehen. Die Folge war, daß die Herrschaft von ihm genommen wurde. Italien trat jetzt aus der Aktivität in den Ruhestand und begnügte sich mit den Wolken des Weihrauchs, welche die Schriftsteller aus Überzeugung oder dem alten Brauche gemäß ihm streuten.

An hochtrabenden Titeln erfreut sich der Mensch erst, wenn es mit seinem physischen und geistigen Vermögen abwärts geht, während er in den Jahren der Kraft und der Zunahme sich an dem Realen erfreut; mit den Völkern ist es nicht anders.

Bereits tauchte der Gedanke auf, den Sitz der Herrschaft nach Illyricum zu verlegen. Es fragte sich nur, nach welchem Orte.

Von Anfang an war das römische Kaiserreich kein nationales, sondern ein kosmopolitisches Gebilde gewesen; wenn auch die ersten Kaiser sich strenge als Römer gerierten und sowohl Augustus wie Tiberius es vermieden, die griechische Sprache bei offiziellen Gelegenheiten zu gebrauchen, obwohl ihnen dieselbe geläufig war. Von Tiberius wird berichtet, daß er griechische Ausdrücke, die schon ziemlich eingebürgert waren, gleichwohl lieber in lateinischer Umschreibung wiedergab, wenn er im Senat das Wort führte. Er stand eben noch der Generation nahe, die bei Actium für die Herrschaft Roms gegen den Osten die Waffen geführt hatte.

Hundert Jahre nachher war dieser Gegensatz bereits ver-

wischt. Kaiser Hadrian, von dessen hoher Begabung schon früher die Rede war, hatte in seiner Jugend mit solcher Vorliebe dem griechischen Studium sich gewidmet, daß ihn seine Kameraden geradezu „das Griechlein“ titulierten; das Latein sprach er noch als Quästor so sehr mit dem Accent seiner spanischen Heimat, daß er ausgelacht wurde, als er zum erstenmal eine Botschaft des Kaisers Traian im Senate zur Verlesung bringen mußte.

Auch nach seinem Regierungsantritt zeigte er sich mit Vorliebe als Anhänger und Förderer des Griechentums: er ist der erste

Fig. 65.



Kaiser Hadrian.

der Imperatoren gewesen, der entgegen der bisherigen römischen Sitte nach griechischer Art einen Bart trug; wofür damals gerade der Philosoph Epictet Propaganda machte: denn der Bart sei nicht nur ein schöner und würdiger Schmuck, sondern auch ein von der Vorsehung zur Unterscheidung der Geschlechter bestimmtes Zeichen, das wegzuwerven nicht erlaubt sei. — Diesem Beispiele folgten die späteren Kaiser.

Von Hadrian datierte die Stadt Athen eine neue Ära des Aufschwungs; der Kaiser vollendete hier den weltberühmten Säulentempel des olympischen Zeus, den mehr als sechshundert Jahre früher Pisistratus begonnen und viele Geschlechter seitdem weiter geführt hatten. Er errichtete ferner eine Menge anderer Heiligtümer und Gebäude, besonders im südwestlichen Teile, der den

Namen Hadriansstadt erhielt. Auch andere Städte Griechenlands suchte der Kaiser zu heben. In Korinth ließ er Bäder aufführen, in Megara einen Apollotempel aus Marmor, in Mantinea ein Heiligtum des Antinous mit dem Standbilde dieses seines Lieblings.

Fig. 66.



Antoninus Pius.

Auch die folgenden Kaiser Antoninus Pius und Marc Aurel thaten manches für Griechenland; und mit ihnen wetteiferten reiche Privatleute, wie der berühmte Herodes Atticus. Griechenland erfreute sich in jener Zeit wieder einer behäbigen

Existenz. Auch hier zehrte man an den alten ruhmreichen Erinnerungen; man feierte die olympischen Spiele, in Athen regierte „der Areopag, der Rat der Sechshundert und das Volk“ — sie haben dem Hadrian gemeinsam ein Denkmal errichtet —; man schrieb „Führer“ für die zahlreichen Reisenden, die aus dem Westen nach Griechenland kamen, um die Herrlichkeiten des Pericleischen Zeitalters zu bewundern; endlich Geschichte vom moralischen Standpunkt aus, wie es Schulmeistern ziemt, mit gleichmäßiger Berücksichtigung Griechenlands und Roms. So

Fig. 67.



Diocletian.

schrieb damals Plutarch von Chäronea seine vergleichenden Lebensbeschreibungen, die litterarisch den größten Erfolg hatten.

Auch sonst zeigte im zweiten und dritten Jahrhundert n. Chr. das griechisch-hellenistische Wesen sich rühriger als das römisch-occidentale; die Geschichtschreiber jener Zeit, wie Herodian und Dio Cassius schrieben in griechischer Sprache; der kaiserliche Philosoph Marc Aurel that desgleichen; und einem Schriftsteller von der Bedeutung des Lucian von Samosata hatte die lateinische Litteratur keinen ebenbürtigen Vertreter gegenüberzustellen.

In der Zeit des Verfalles, eben in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts zeigte der Orient mehr Zusammenhalt und

lokale Widerstandskraft als der Occident; die soziale Organisation erwies sich hier als fester, die Bauern wußten den Herren gegenüber sich nicht nur zu halten, sondern eher die Lasten des Staates jenen ausschließlich aufzubürden; wobei das gute Verhältnis zu den einquartierten Soldaten und deren Führern das meiste beitrug.

Dazu kam, daß die östlichen stark bevölkerten und industriellen Landschaften nach wie vor sich finanziell als viel leistungsfähiger erwiesen, denn die westlichen; was sehr in Betracht kam, als man die Arbeit der Reichsreform ernstlich aufnahm und den Militär-etat sofort um das vierfache vergrößerte. Ferner zeigte es sich, daß das Verwaltungssystem der hellenistischen Landschaften, das bureaukratische Regiment und die Trennung der civilen von der Militärgewalt, sich besser bewährten, als das bisher im Westen eingehaltene römische System mit seinen einfacheren aber unzureichenden Formen.

So wiesen denn auch diese Gründe darauf hin, daß der neue Schwerpunkt des Reiches im Osten gesucht werden mußte.

Über die Ursachen, welche schließlich die Verlegung der Hauptstadt nach Byzanz herbeiführten, kann kein Zweifel sein. Die Wahl war die glücklichste, die man unter den östlichen Städten treffen konnte.

Alexandria lag doch der südlichen Peripherie zu nahe, als daß man ernstlich an diese Metropole hätte denken mögen, ganz abgesehen davon, daß man auf die Ägypter im übrigen Reiche nie gut zu sprechen war. Überdies erforderten militärische Gründe, daß man den Grenzgegenden, namentlich auch des Nordens, etwas näher sei. Man dachte an Thessalonich, die Hauptstadt von Makedonien und das Emporium Illyricums nach der östlichen Meerseite zu; man dachte an Sardica, das heutige Sophia, einen für das innere Illyricum central gelegenen Punkt; an Ilion, die angebliche Mutterstadt Roms, auf welche Orakelsprüche hinwiesen; an Chalcedon auf der asiatischen Seite der Meerenge;

man konnte endlich auch an Nicomedia in Bithynien denken, wo Diocletian bereits seine Residenz aufgeschlagen hatte.

Aber alle diese Städte boten nicht jene Vorteile dar, wie Byzanz.

Byzanz hatte vor Thessalonich voraus, daß es den Paß zwischen Norden und Süden, die Meerenge direkt deckte: Thessalonich war zur See nur zu halten, wenn Byzanz behauptet werden konnte; während das letztere für sich zu bestehen vermochte.

Fig. 68.



Septimius Severus.

Überhaupt hatten die Bedeutung des Punktes schon die Politiker der Vorzeit erkannt; so Polybius, der bemerkt, daß Byzanz zur See wie zu Lande die günstigste Lage habe, nur daß es zu Lande den Anfällen der ringsumwohnenden Barbaren zu sehr ausgesetzt sei — was durch tüchtige Befestigung wettgemacht werden konnte. So auch Dio Cassius, der die Belagerung und Einnahme der Stadt unter Septimius Severus genau schildert und sein Bedauern ausspricht, daß ein solches Bollwerk künftig wüst liegen bleiben solle. Septimius Severus hatte nämlich die Stadt zerstört, weil sie seinem Nebenbuhler Nigrinus bis zuletzt die Treue bewahrt hatte. — Die Folge davon war, daß die Goten und andere Barbaren wenige Jahrzehnte später durch die offene Pforte

hindurchfahren und die griechischen wie die asiatischen Landschaften nach Herzenslust plündern konnten.

Der Besitz von Byzanz bedeutete für eine Landmacht den Schlüssel von Asien; für eine Seemacht den Schlüssel zum Pontus Euxinus und den reichen Getreidelandschaften im Norden desselben. War Land- und Seemacht hier in einer Hand vereinigt, Byzanz aber ihr unbezwingliches Centrum, so war damit zugleich die Herrschaft zu beiden Seiten des ägeischen Meeres und die über das Meer selbst gegeben — in dem Umfange, der später dem oströmischen Reiche zugemessen wurde.

Daß Byzanz der Stadt Nicomedia gegenüber den Vorrang davonzugewinnen wird man begreiflich finden. Diese Stadt lag nicht am Meere, was ihre Verbindung mit den Provinzen erschwerte — denn daß ein Feind zu Lande und zur See dem römischen Reiche überlegen sein würde, daran war lange nicht zu denken. Daß man zu Lande von übermächtigen Kräften angegriffen werden würde, darauf mußte man sich gefaßt machen.

Nicomedia hatte einen Angriff der Perser zu fürchten, die damals und während der folgenden drei Jahrhunderte zu den gefürchtetsten Gegnern des Reiches gehörten — in der That sind dreihundert Jahre später, zur Zeit des Kaisers Heraclius, die Perser bis ans Meer vorgebrungen, haben Aegypten samt Alexandria genommen, auch die asiatischen Landschaften, und von Chalcedon aus Byzanz belagert — wäre Ikon oder Nicomedia Hauptstadt gewesen, so wäre dem oströmischen Reiche damals ein Ende bereitet worden.

Andererseits hielt man zur selben Zeit auch den Anprall der Avari aus — Sardica war gefallen —; aber zur See blieb man dem Gegner überlegen und hielt die Verbindungen mit den südlicher gelegenen Provinzen aufrecht. —

Byzanz lag damals in Mitten blühender Landschaften, die im Notfall mit der Verproviantierung aushelfen konnten; Thracien einerseits, Vorderasien andererseits, die nunmehr den Kern des Reiches bildeten.

Dann lag die Stadt an der Scheide der überwiegend latinisierten und der hellenistischen Landschaften, was immerhin von Bedeutung war, da die beiden Reichshälften bereits auf einander eifersüchtig zu werden begannen. Wurde einerseits das Latein als Reichssprache auch in Byzanz festgehalten, so lag es andererseits mehr im Bereiche der östlichen Hälfte — diese konnte mit der Veränderung vollauf zufrieden sein. —

Ein weiterer Punkt von Wichtigkeit war, daß die neue Residenz keine Traditionen besaß, welche den seit Diocletian recipierten Regierungsprinzipien entgegenliefen — die Stadt wurde

Fig 69.



Kaiser Konstantin.

eben von Grund aus neu konstituiert, und mit Elementen bevölkert, die ihrerseits den Intentionen der Herrscher nur entgegenkommen konnten, da sie dabei profitierten — das neue Rom wurde mit allen Privilegien des alten ausgestattet: es bekam seinen Senat, seine Regionaleinteilung, seinen Circus, seine geregelte Zufuhr u. s. w.

Konstantin legte hier christliche Kirchen an, da auch dies in sein System paßte.

Da man dem Orient nahe genug lag, hatte die Menge nichts dagegen, fand es vielmehr ganz natürlich, daß die Herrscher hier ihren Hof nach dem Vorbild der orientalischen Des-

potien einrichteten, die persische Königskrone annahmen, sich kniefällig verehren ließen und mit dem Diadem auf dem Haupte erschienen.

Kurzum, die Erhebung von Byzanz zur Hauptstadt war durchaus in der Natur der Dinge begründet; mit der Wahl des Ortes bekundete Kaiser Konstantin seinen staatsmännischen Scharfblick und mit Recht bezeichnete sich daher das „neue Rom“ als die „Stadt des Konstantin“ für alle folgenden Zeiten. —

Was Konstantin begonnen, vollendeten die folgenden Kaiser — denn auch das neue Rom ist nicht an einem Tage erbaut worden.

Der Umfang der Stadt, die Zahl der öffentlichen Bauten, der Straßen, der Paläste, die Thermen, Theater, Amphitheater, Foren, die Säulenhallen, die Wasserleitungen, Cisternen, Reservoirs, Bäckereien, Hafenanstalten u. s. w. findet man verzeichnet in einer Regionalbeschreibung aus der Zeit des Kaisers Theodosius II. (gest. 450 n. Chr.). Dieselbe diente zugleich als „Führer“ für die zahlreichen Fremden, die aus allen drei Erdteilen in Byzanz zusammenströmten.

Die Schönheit der Umgebung der neuen Metropole — „die süßanheimelnde, sinnberauschende Scenerie der Bosphorusströmung“, wie unser Fallmerayer sich ausdrückt — fand schon bei den Berichterstattern des fünften und sechsten Jahrhunderts, so außer jener Regionalbeschreibung namentlich bei Procopius von Casarea, die verdiente Anerkennung. Längs des „goldenen Hornes“, eines der schönsten, größten und gefischtesten Ankerplätze der ganzen Welt, erhoben sich private und öffentliche Luxusbauten in Menge, die Auslagen der Kaufleute in der Uferstraße waren berühmt. Jeder Kaiser suchte durch Neubauten seinen Namen auf die Nachwelt zu bringen; namentlich hat Justinian diesen Zweck mit aller Absicht verfolgt und sind seine diesbezüglichen Leistungen in Procop's Schrift über die Bauwerke verzeichnet.

Im übrigen übertrug sich der Luxus und das ganze Wesen
Jung, Rom II.

Burgtrone von Pergamon.



Fig. 70.

der alten Hauptstadt auf die neue: wir hören auch hier, wie die Gardesoldaten verweichlicht und disciplinlos waren, wie überaus zahlreiche Leute von Theater und Cirkus ihren Lebensunterhalt zogen, wie die Bevölkerung nach den Farben der Cirkuskutscher in die Parteien der Blauen und Grünen sich teilte, wobei es von Zeit zu Zeit zu gefährlichen Aufständen kam; gerade unter Justinian mußte ein solcher mit Waffengewalt unterdrückt werden, nachdem er dem Kaiser beinahe den Thron gekostet hatte. Wir hören ferner, wie Konstantinopel in der Folgezeit sich als eine Stadt der Freude und der Wollust qualifizierte; während gleichzeitig höfische Kriecherei und pfäffische Bigotterie ihre Orgien feierten, am Hofe Eunuchen oder Maitressen den Ton angaben. Doch fehlte es auch nicht an tüchtigen Regenten, die das Reich durch zeitgemäße Reformen wieder auffrischten, die Feinde schlugen, verloren gegangene Provinzen neuerdings occupierten und, unterstützt von der Kirche, die „barbarische“ Bevölkerung zu brauchbaren Bürgern des Staates heranzogen.

Durch die Verlegung der Residenz war die Weltstellung der östlichen Landschaften mit einem Schlage eine andere geworden; sie hatten ein Centrum erhalten, das sie wegen der größeren Nähe und der innigeren gegenseitigen Interessengemeinschaft vielmehr anzog als Rom, zu dem sie einst nur gezwungen in Beziehungen getreten waren.

Als die Römer im zweiten Jahrhundert v. Chr. die hellenistische Welt von sich in Abhängigkeit brachten, waren die alten Mittelpunkte derselben, die bis dahin den Handel beherrscht hatten, teils, wie z. B. Korinth, zerstört, teils sonst ruiniert worden, um neuen für Rom günstiger gelegenen Centren Platz zu machen. So wurde im J. 166 v. Chr. die Insel Delos den Athenern geschenkt und dieselbe, wahrscheinlich gleichzeitig, zum Freihafen erklärt, mit der eingestandenen Absicht, den Handel von dem mächtigen Rhodos abzulenken und den Gewinn, den die rhodischen Kaufleute aus der Vermittlung des Austausches der Produkte des Ostens und Westens bisher gezogen hatten, italiischen Kapitalisten zuzuwenden. An die Stelle der rhodischen Producenten traten überall, z. B. in Sicilien, italiische „negotiantes“; die herrschende Nation wußte auf diese Weise ihr politisches Übergewicht finanziell zu verwerten. Erst als Delos durch den Krieg des Mithridates und durch die Seeräuber sehr heruntergekommen war, kam Rhodos wieder zu Atem und wurde von studierenden Römern mit Vorliebe aufgesucht. Unter Diocletian ward es die Hauptstadt der neugebildeten Provinz der Inseln, welche die Cycladen umfaßte.

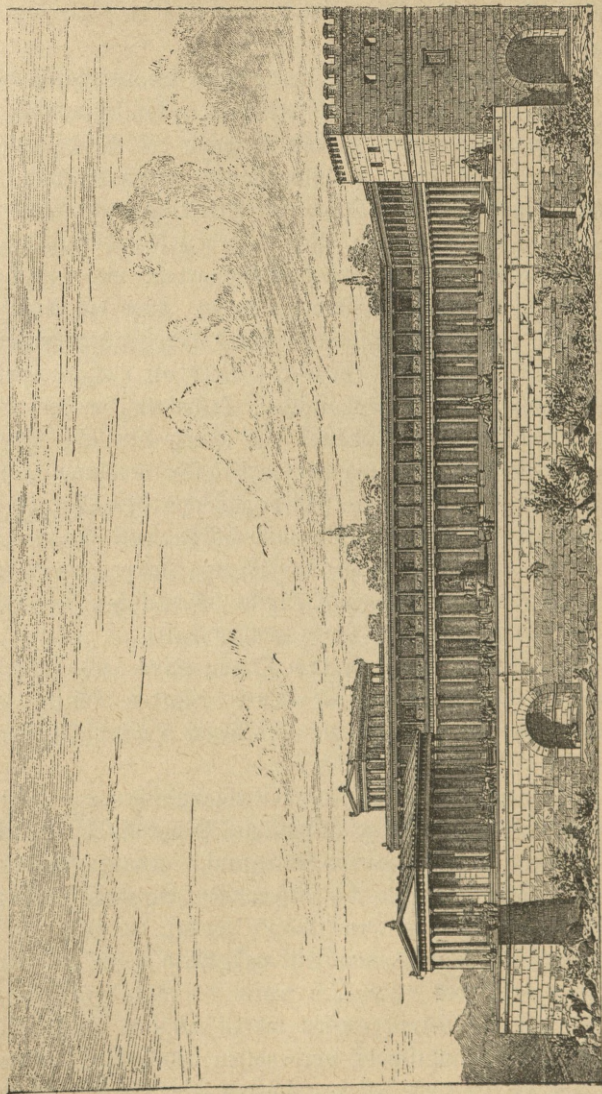
Ähnlich war anfangs auch Cypern durch die römischen Herrscher heruntergedrückt worden; in Folge der Verschiebung des Schwerpunktes im Reiche nach Byzanz schwang es sich wieder empor.

Auch die übrigen Landschaften des Orients florierten jetzt mehr als je. Im vorderen Kleinasien werden die Städte Ephesus, Nicomedia und Nicäa hervorgehoben. In Bithynien ward das Bad Pythia mit seinen warmen Quellen von Byzanz aus

viel besucht; auch von den Kaisern, die dort Paläste und öffentliche Anstalten errichteten. Ferner wird der fette Boden Bithyniens gerühmt und der lebhafte Verkehr, der von hier nach Phrygien ging. Von Seite der Regierung wurde manches gethan, um denselben zu heben; so fanden zu diesem Zwecke unter Kaiser Justinian in Bithynien und Galatien Flußregulierungen, Straßen- und Brückenbauten statt, nachdem die alten Kommunikationen den gesteigerten Anforderungen nicht mehr genügten. In Kappadocien war Cäsarea eine umfangreiche Stadt, mit mächtigen Mauern, in die, wie häufig im Orient, Gärten, Felsen, Weideplätze eingeschlossen waren; es wäre dadurch das Aushalten einer Belagerung wesentlich erleichtert worden, wenn man nur genug Menschen zur Verteidigung der Befestigung besessen hätte; man mußte schließlich die Mauern schleifen und die Stadt auf einen kleineren Raum zusammendrängen. In Cilicien blühten Tarsus und Mopsveste, in Palästina war die Stadt Jerusalem mit ihren heiligen Stätten das Ziel zahlreicher Wallfahrer.

Die Hauptstadt Syriens, Antiochia, galt zur Zeit des Augustus neben Seleucia am Tigris und Alexandria in Aegypten als die größte Stadt des Orients; in den folgenden Jahrhunderten der römischen Herrschaft in beständigem Wachstum begriffen, war es zur Zeit Justinians die an Reichtum und Volkszahl bedeutendste Metropole der asiatisch-syrischen Landschaften, wo wiederholt Kaiser ihre Residenz aufschlugen; auch ihre Schönheit wird hervorgehoben; die Hauptstraße der Stadt, die auf beiden Seiten mit Säulenhallen besetzt war, hatte eine Länge von drei römischen Meilen; ähnlich wie das gegenwärtig bei Neapel der Fall ist. Der Pöbel war zahlreich und die Frage der Verpflegung für die kaiserlichen Verwaltungsbeamten fast die wichtigste, die sie unter normalen Verhältnissen zu lösen hatten. Eine Meile von der Stadt lag ein Hain des Apollo und der Diana, Daphne genannt, wo Kunst und Natur sich vereinigten, der Sitz des Genusses und der Schwelgerei. Im übrigen rühmten die Rhetoren die Fruchtbarkeit des Bodens und die Anmut der

Fig. 71.



Das Athena-Tempelium zu Pergamon (rekonstruiert).

Landschaft, das milde Klima im Winter und die kühlenden Lüfte des Sommers.

An der mesopotamischen Grenze lagen die römischen Garnisonen zerstreut, während die unterthänigen Wüstenstämme unter eigenen Kommandierenden in den Verband der Reichsarmee gezogen waren. „Dieselben Beduinenstämme, welche sie noch immer bevölkern, hatten daselbst schon im Altertum, zum Teil sogar mit denselben Stammnamen, ihre Weidebezirke und Ansiedlungen. In jenen Zeiten erstreckte sich das Kulturland viel weiter gegen Osten, als in den späteren Jahrhunderten. Wer die Grenzlandschaften der syrischen Wüste von Hims herab gegen Bostra zu durchstreift, wird, wie dies neuestens Burton nachgewiesen hat, überall Spuren antiker Wohnstätten, Trümmer römischer Grenzfesten, ehemalige Wasserbehälter und andere deutliche Anzeichen früherer Menschenanhäufung an jetzt ganz verödeten Stätten finden.“ (A. v. Kremer, Kulturgeschichte des Orients unter den Chalifen). Noch dachte niemand daran, daß aus dem freien Arabien einstens jene große Umwälzung hervorgehen würde, welche der römischen (beziehungsweise „romaischen“) Herrschaft in diesen Landschaften ein Ende machen sollte.

Ein wichtiges Glied in dem Organismus, wie früher des gesamten Reiches, so nachher seiner östlichen Hälfte bildete Ägypten, jetzt die Kornkammer der neuen Hauptstadt Konstantinopel.

Durch eine neuerlich aus der mittelägyptischen Stadt Arsinoe (heute el Faijäm) zu Tage gekommene Papyrusurkunde sind wir über die Art und Weise der Kornzufuhr genauer unterrichtet. Der Statthalter verteilte die Lieferungen, die nach dem Ertrage der Ernte bemessen wurden (wofür wieder die Höhe des Nilstandes zur Überschwemmungszeit maßgebend war) auf die Gemeinden des Landes. Zugleich ward die Zeit der Ablieferung angelegt; gewisse Getreidemassen waren nämlich für Alexandria, die ägyptische Hauptstadt, vorbehalten, und diese werden zu einem anderen Termine geliefert worden sein, als die für Byzanz

bestimmten; hierher mußten jährlich, unter strenger Verantwortlichkeit der hiermit betrauten Organe, 8 Millionen Scheffel Getreide versandt werden.

Die Fracht hatte die hauptstädtische Schiffergilde zu besorgen, die für die Kosten entschädigt wurde. Die Fahrt ging nach der Insel Tenedos, von dort mit dem nächsten günstigen Winde nach Byzanz, wo die Vorräte in die Speicher kamen, bis man ihrer bedurfte.

Dabei gelangten, seitdem die unteren Volksschichten etwas zu bedeuten hatten, auch die einheimischen Sprachen und Litteraturen wieder zur Blüte; wir können ihr Emporkommen verfolgen Hand in Hand mit der socialen, beziehungsweise religiösen Bewegung der Zeit, die auch nach dem Durchdringen und der offiziellen Anerkennung des Christentums keineswegs zum Abschluß gediehen war. Es handelte sich jetzt mehr als je um die genauere Definierung der dogmatischen Lehrsätze; wie zu anderen Zeiten dynastische oder nationale Fragen, oder auch Handelsinteressen die Gruppierung der Parteien innerhalb eines Staatswesens bestimmt haben, so waren es damals die theologischen Fragen, die von jedem Handwerker oder sonstigen Mann aus dem Volke bis ins kleinste Detail hinein verfolgt und beständig diskutiert wurden; Fragen, ob in Christus nur eine oder ob zwei Naturen, eine göttliche und eine menschliche zu unterscheiden seien; wie das Verhältnis derselben zu einander aufzufassen wäre; ferner, ob Maria einen Gott oder einen Menschen zur Welt gebracht hätte? Nach der verschiedenen Art und Weise der Beantwortung dieser Punkte nahmen die großen Centren des Reiches, die zugleich einflußreiche theologische Schulen besaßen, Alexandria, Antiochia, Byzanz zu einander Stellung; von diesen Centren aus wurde durch die hier geweihten Priester die Propaganda in jedes Dorf, ja in jede Hütte getragen; die Gegensätze verschärften sich und indem Byzanz, wo der Patriarch zugleich die Stellung eines Kultusministers bekleidete, in der Regel zu vermitteln

suchte — wie das staatliche Interesse es erheischte — wurde der Streit oft erst recht angefaßt; die „Kirche“, auf ihre feste und volkstümliche Organisation bauend, war immer bereit, die Kraftprobe gegenüber der Staatsgewalt anzustellen.

Dabei fanden denn auch, unter dem dogmatischen Deckmantel, die landschaftlichen und nationalen Gegensätze, die so lange hinter der herrschenden römisch-hellenistischen Hülle verborgen gewesen waren, ihren Ausdruck; um die Massen für sich zu gewinnen, mußten sich die Vorkämpfer der Parteien der volkstümlichen Idiome bedienen, während bisher, seit Alexander d. Gr., das Griechische als die Sprache der Litteratur und der Bildung ausschließlich dominiert hatte. Jetzt kamen auf diese Weise in Syrien die „aramäische“, in Ägypten die Tochter der alten einheimischen, die koptische Sprache zu litterarischer Geltung: zunächst in Bibelübersetzungen — die älteste syrische reicht aller Wahrscheinlichkeit nach bis ins erste Jahrhundert unserer Ara zurück —; in Homilien und theologischen Traktätchen; später auch für die höheren Zweige der Litteratur, indem man z. B. Aristoteles oder Plutarch in das Syrische übersetzte; oder in Ägypten die alten in einheimischer Sprache verfaßten ärztlichen Recepte wieder zu Ehren brachte, auf deren Verwertung schon der Ruhm der griechischen medicinischen Schule von Alexandria zum guten Teil beruht hatte.

Bald wurden Galenus und Hippocrates auch ins Syrische übersetzt. (Vgl. E. Sachau, „Aus den Schicksalen einer Nation und ihrer Litteratur“ in „Osterr. Wochenschrift für Wissenschaft und Kunst.“ 1872.)

Daneben blieb das griechische Idiom, in welchem die eigentlichen Gelehrten, sowohl in Syrien als auch in Ägypten sich auseinandersetzen und ihre Werke schreiben. Auch die öffentlichen Bibliotheken enthielten, wie es natürlich war, vor allem griechischgeschriebene Autoren; es sind aus den Überresten derselben mehrfach altklassische Schriftstücke auf uns gekommen: erst neuer-

dinge fand man wieder Bruchstücke der Ilias und des Lyrikers Meleager.

Diese Zustände dauerten fort, als durch den Einfall der Araber im ersten Drittel des siebenten Jahrhunderts die römische Herrschaft in Syrien und Ägypten beseitigt wurde — und zwar unter Zustimmung der Unterthanen selbst. Syrer sowohl als Kopten haßten nämlich die herrschende byzantinische Rasse nicht weniger, als etwa in neuerer Zeit die Balkanstämme ihre „sanariotischen“ Priester, deren Unduldsamkeit und Habsucht verrufen waren. Das religiöse Schisma hatte die Unterthanen dem Reiche entfremdet, der Steuerdruck lastete schwer auf dem niederen Volke.

All dessen durfte man hoffen, loszuwerden, wenn man sich den Muslimen anschloß, denen man der Rasse nach, wie auch geographisch weit näher stand als den „Byzantinern“.

In der That haben nachher unter arabischer Herrschaft diese bisher unterdrückten Nationalitäten sich besser gestanden als je und den wißbegierigen Arabern gegenüber die Lehrmeister in der antiken Weisheit gespielt: damals wurden die Werke der berühmten Griechen, voran die des Aristoteles und des Galenus — häufig nicht direkt aus dem Urtext, sondern aus dem Syrischen — auch ins Arabische übersetzt; so zwar, daß manche davon nur in dieser Übertragung sich erhalten haben. Die realistischen Fächer, welche die hellenistischen Specialschulen zu großer Bedeutung gebracht hatten, wie die Geographie, die Medizin, die Astronomie u. s. w. erreichten bei den Arabern, unter wesentlicher Anteilnahme ihrer Unterthanen, neuerdings eine Blüte, die für jene Zeiten unerreicht dastand, so daß das Abendland, davon zu profitieren, seine Schüler herbeisandte; namentlich nach Spanien, wohin von Afrika aus die arabische Herrschaft gleichfalls getragen worden war.

Auf diese Weise blieb im Mittelalter der geistige Zusammenhang mit der hellenistischen Wissenschaft gewahrt, bis die „Renaissance“ den direkten Kontakt der Abendländer mit der griechischen Litteratur wieder herstellte. —

Die Regierung des Kaisers Heraclius (610—641), unter dem Syrien und Aegypten dem Reiche verloren ging, macht in der Geschichte des römischen (romaeischen) Reiches Epoche.

Fig. 72.



Tempel der Roma und des Augustus zu Ancyra in Galatien (rekonstruiert).
(An diesem Tempel ist das politische Testament des Augustus, das „Monumentum
Ancyranum“, inschriftlich erhalten.)

Wie damals der Verlust von Syrien und Ägypten an die Araber erfolgte, so vollendete sich andererseits auch in Illyricum ein ethnischer Umgestaltungsprozeß von weittragender Bedeutung. Schon seit Justinian waren slavische Scharen nach Süden vorgedrungen; sie kamen schließlich bis hinunter an die äußerste Spitze von Griechenland, ja nach den Inseln, z. B. nach Kreta; überall das altgriechische Volkselement verdrängend und durchdringend.

Unter der Ägide der Avaren breitete sich gleichzeitig das Slaventum auch in den dalmatischen Landschaften aus, wo bis dahin der Grundstock der Bevölkerung ein illyrisch-romanischer gewesen war, der sich trotz der Siedelungen der Germanen in kompakter Masse dahier erhalten hatte — jetzt ergriff, was etwas zu verlieren hatte, die Flucht nach den Küstenstrichen, auf welche der Begriff „Dalmatien“ seither sich beschränkt hat. Damals ist der Palast des Diocletian in Salonä von den Flüchtlingen als Zufluchtsstätte occupiert worden. Das Binnenland aber besiedelten bald darauf die Kroaten und die Serben, welche von Kaiser Heraclius dorthin berufen waren.

Für die westlichen Provinzen des römischen Reiches macht die Verlegung der Residenz nach Byzanz insofern Epoche, als dieselben dadurch ihrerseits in die excentrische Stellung gerieten, welche bisher die östlichen Landschaften gegenüber Rom innegehabt hatten. Konstantinopel lag außerhalb ihrer engeren Sphäre, wenn auch damals der Überlandweg durch Illyricum und die Seefahrt nach Italien gut im Stand war.

Daher am Ausgang des vierten Jahrhunderts die Teilung des Reiches in eine östliche und eine westliche Hälfte, die aber staatsrechtlich eine Einheit bilden sollten. Nach dem Sturze der weströmischen Kaiser durch ihre germanischen Gardehauptleute wurde der im Osten residierende Kaiser ohne weiteres als Inhaber der Hoheitsrechte auch im Westen anerkannt; sowohl von den Provinzialen, als von den Königen der „Barbaren“, die in den

einzelnen Landschaften „im Namen des Reiches“, wie sie sagten, das Regiment führten und sich sehr geschmeichelt fühlten, wenn sie dafür von Byzanz aus mit irgend einem hohen Titel beehrt wurden; was ihr Ansehen in den Augen der „römischen“ Unterthanen zu heben geeignet war. Dabei war es keineswegs ausgeschlossen, daß das Reich gelegentlich die Zügel des Regiments wieder unabhängig in die Hand nahm. Bekanntlich hat Kaiser Justinian im Laufe des sechsten Jahrhunderts nochmals mit Erfolg diesen Versuch gemacht, die Reunion der verloren gegangenen Provinzen durchzuführen und bis zur Erschöpfung den Krieg gegen die germanischen Könige in Afrika und Italien geführt.

Aber es zeigte sich, daß ein dauerhafter Erfolg in dieser Hinsicht schon nicht mehr zu erzielen war. Die „Romanen“ des Westens, und die „Romäer“ des Ostens, wenn sie auch beiderseits sich als „Römer“ fühlten, waren sich doch im Laufe der Zeit zu fremd geworden, als daß eine politische Gemeinschaft sich hätte entwickeln können. Im Gegenteil; die zentrifugalen Momente überwogen.

Es ward dies zu einem nicht geringen Grade befördert durch die Politik der germanischen Könige, die mit ihren Volksstämmen auf dem Provinzialboden sich festhaft gemacht hatten.

Durch die Verschmelzung so vieler Provinzen zu einer Reichseinheit war die Entwicklung der Individualität der einzelnen Landschaften auf Jahrhunderte hinaus hintangehalten worden; indem von Regierungswegen darauf hingearbeitet wurde, daß keine einzelne derselben nötigenfalls ihre wirtschaftliche Selbständigkeit hätte bewahren können; sie sollten sich als Teile des Ganzen fühlen, ohne selbst ein Ganzes zu bilden. Zudem war diese einseitige Entwicklung der einzelnen Provinzen die notwendige Folge ihres Zugehörens zu einem größeren Ganzen gewesen. So hatte Italien in Folge dessen eine bedeutende Umwandlung erlitten; seitdem die großen Kornlandschaften des Mittelmeerbeckens zu Rom gehörten, war in Italien darauf verzichtet worden, Korn zu bauen: man importierte dasselbe vielmehr aus den getreide-

reichen abhängigen Landschaften und legte den Unterthanen die Verpflichtung zur Lieferung auf.

So bildeten also Italien einerseits, die besagten Kornland=schaften andererseits miteinander eine wirtschaftliche Einheit. Wurde der eine Teil davon abgelöst, so übte das auch auf den andern seine Wirkung.

In diesem Falle hatten gewisse Bevölkerungsklassen, z. B. die, auf denen die Lieferungslast beruhte, zu gewinnen, während andere, z. B. die das Getreide gegen Entschädigung verfrachtet hatten, verloren; jene waren der Änderung zugeneigt, diese bekämpften dieselbe, und wenn sie gleichwohl erfolgt war, arbeiteten sie auf eine Reaktion hin.

Diese Verhältnisse kamen in Afrika, wo die Vandalen die Provinz occupiert hatten, und in Italien, wo die Ostgoten saßen, in Betracht. Das Bestreben der einen wie der anderen ging dahin, ihre Provinz zu einem selbständigen Staatsganzen zu gestalten. Die bäuerliche Klasse der Bevölkerung war damit vielfach einverstanden; sie konnte z. B. in Afrika jetzt für sich und das eigene Land arbeiten, anstatt daß das Erträgnis, wie bisher, der ferner liegenden Hauptstadt zu gute gekommen wäre. Weßhalb denn die byzantinische Reaktion von diesen Leuten nur mit sehr getheilten Gefühlen gesehen wurde; ganz abgesehen davon, daß die Steuern sofort wieder auf eine bisher unerhörte Höhe stiegen.

Dagegen nahm die Geistlichkeit, die von den andersgläubigen germanischen Herrschern, namentlich in Afrika, nicht zum besten behandelt wurde, und die Klasse der großen Besitzer, deren Ländereien bei der Eroberung konfisziert worden waren, die Wiederherstellung der byzantinischen Herrschaft mit Jubel auf. Sie gewannen dabei das frühere Übergewicht wieder.

In Italien hatten die Goten eine starke Partei für sich; nur die Traditionen, die im römischen Senat obwalteten, und die kirchlichen Differenzen störten ein völliges Einvernehmen und führten beide Teile ins Verderben.

Wiederholt haben während der entscheidenden Kämpfe die Könige der Goten, die sich zugleich „Könige der Italiker“ nannten, den Versuch gemacht, das gemeinsame Interesse der Bewohner Italiens gegen die „Griechen“ zu erwecken. Wenn auch nicht jetzt, so hat dies doch später Früchte getragen, da der kirchliche Zwiespalt zwischen Rom und Konstantinopel schließlich auch hier dem Gegensatz der Interessen und Gefühle Ausdruck gab. —

Dabei kam noch ein Moment zur Geltung. Die verschiedenen Stämme der Germanen, denen die Erbschaft des Reiches zu gefallen war, fühlten sich nicht als Einheit — Anknüpfungsversuche, welche weiterblickende Könige machten, wie Theodorich d. Gr., scheiterten — sondern sie feindeten sich vielmehr bitter an: so standen Goten und Vandalen, Franken und Goten sich gegenüber; die Rugen, die mit den Goten nach Italien gezogen waren, heirateten nicht mit Goten zusammen, während doch zwischen Angehörigen aller germanischen Stämme und romanischen Frauen Ehebündnisse nicht selten zu Stande kamen.

In den Kämpfen, welche zwischen den einzelnen germanischen Stämmen ausbrachen, hatte diejenige germanische Partei Aussicht auf den Sieg, welche es verstand, die romanische Bevölkerung für sich zu gewinnen. Es war dies z. B. in Spanien von Bedeutung, wo die beliebteren Westgoten über die rauheren Sueven auf diese Weise das Übergewicht davontrugen und die Herrschaft über die ganze Pyrenäenhalbinsel nach schweren Kämpfen unter sich vereinten. Noch wichtiger war es, daß schließlich auch die kirchlichen Schranken fielen, indem Westgoten, Franken und Langobarden dem orthodoxen Glauben sich angeschlossen; wodurch die Communia zwischen Siegern und Besiegten noch mehr überhand nahmen, als dies früher der Fall war; im Laufe der Jahrhunderte trat dadurch eine völlige Verschmelzung der Germanen und der „Römer“ in den einst römisch gewesenen Landschaften ein: Gallien ward zu „Frankreich“, Hispanien ein romanisches Gotenreich, Italien zur „Lombardei“. Die Sprache, die hier gesprochen

wurde, differenzierte sich nach der ungleichartigen volkstümlichen Unterlage, die die Römer schon angetroffen hatten, und nach dem verschiedenen Beisatz, den sie jetzt von den Germanen erfuhr: so gingen aus dem Gebrauch der lateinischen Sprache die mannigfaltigen Dialekte der „Romanen“ hervor, deren Stammbaum und Eigenart zu erforschen unsere romanistische Wissenschaft jetzt beflissen ist.

Dabei wäre es unbillig, nicht auch der Rumänen Erwähnung zu thun, d. h. der Romanen Illyricums, deren Sprache im Laufe der Völkerwanderungsepoche und durch ihre Nachwirkungen mit slavischen Elementen imprägniert wurde; und zwar so bedeutend, daß zwei Fünftel des Wortschatzes im Rumänischen slavisch, und nur ein Fünftel lateinisch ist. Aber Flexion, Syntax u. s. w. verweisen auch das Rumänische, das gegenwärtig von vielleicht 8 Millionen Menschen in den unteren Donauländern gesprochen wird, in die Reihe der romanischen Idiome. —

So hat der kräftig emporwuchernde und von den fremden Einwanderern befruchtete Provinzialismus über die Gesamtstaatsidee des römischen Reiches, wenn auch nach langen Kämpfen, obgesiegt; bis die letztere in der Form des römisch-fränkischen Kaisertums neuerdings in den Vordergrund der Weltgeschichte trat. In der alten Weise realisiert werden konnte diese Idee indessen nicht, es war der Widerstand der anderen Staaten, die ihre Souveränität behaupteten, zu groß: jedes einzelne europäische Staatswesen verfolgte seine Sonderzwecke und hatte seine eigene „auswärtige“ Politik, während das altrömische Kaisertum durch das Gewicht und das Übergewicht seiner drei Erdteile einen ebenbürtigen Gegner gar nicht hatte aufkommen lassen.

Aber gleichwohl betrachteten alle diese Staaten sich auch wieder unter einander als eine ideelle Einheit, da sie von demselben Stamme, dem einstigen römischen Weltreiche, sich abgezweigt hatten. Die Keime, welche die römische Periode gelegt hatte, wirkten fort: die einheitliche Religion, welche in derselben entwickelt worden war, bildete ein Band um alle Glieder, auch um

die, welche später in die Gemeinschaft eintraten. Denjenigen gegenüber, welche außerhalb derselben standen, machte man gemeinsame Sache: die „Heiden“ wurden für die christlich-mittelalterliche Zeit, was die „Barbaren“ für die griechisch-römische gewesen waren. —

Dabei erhielt sich das römische Recht in der Stellung eines Rechtes der Provinzialen neben den Stammesatzungen der Germanen; die Könige trugen für dessen Codificierung Sorge, schon die Justinian die seinige durchgeführt hatte. Auch die Kirche lebte nach römischem Rechte. Als endlich nach Jahrhunderten die germanischen Satzungen für die komplizierteren Verhältnisse nicht mehr ausreichten, erhielt das römische Recht wieder die Stellung eines allgemeinen Rechtes; zunächst in Italien, dann auch in den übrigen Staaten Europas, mit Ausnahme von England, das in seiner insularen Abgeschlossenheit sich in eigentümlicher Weise entwickelte.

Das „Mittelalter“ hatte im übrigen nur fortgesetzt, was in der späteren Kaiserzeit begonnen worden war: es waren die kirchlichen Verhältnisse, die der Zeit ihr Gepräge verliehen; während im Osten der Cäsaropapismus, wie er durch Konstantin inaugurirt worden war, sich behauptete, ward die Geschichte des Abendlandes erfüllt durch den Kampf des obersten Priestertums, das als der Erbe der altrömischen Reichsidee auftrat, gegen das Kaisertum der deutschen Nation.

Als beide Rivalen erschöpft waren, ohne einander Herr geworden zu sein, trat eine Abspannung und in der Folge eine Reaktion ein, welche sich gegen das Überwiegen der kirchlichen Gesichtspunkte richtete, wie es seit dem dritten Jahrhunderte unserer Ära sich bemerkbar gemacht hatte.

Das Zeitalter des „Humanismus“ lenkte zurück zu den klassischen Denkmälern der antiken Litteratur; es suchte vermittelst des erneuten Studiums der Griechen und der Römer

zu einer von dogmatischem Formelwesen befreiten, idealen, rein menschlichen Bildung hindurchzudringen.

Ein Unternehmen, das, in dieser Einseitigkeit verfolgt, allerdings nicht zum Ziele führte: die Verhältnisse, auf denen die Kultur des Altertums beruht hatte, waren eben andere gewesen; und die Geschichte wiederholt sich weder, noch läßt sich dieselbe in doktrinäarer Weise konstruieren.

Es traten Rückfälle ein, welche den leitenden Gedanken der humanistischen Epoche wieder zurückdrängten. Aber nur bis neuerdings seine Zeit kam: in welcher die moderne Blüte unserer nationalen Litteratur durch das Studium der Antike befruchtet wurde. Dieses behauptete sich bis auf unseren Tag als die Grundlage aller tieferen Bildung.

Insofern sind wir noch immer die Epigonen des Altertums, dessen Geschichte mit der unseren durch das Band der Ideen auf das engste verknüpft ist.

Register.

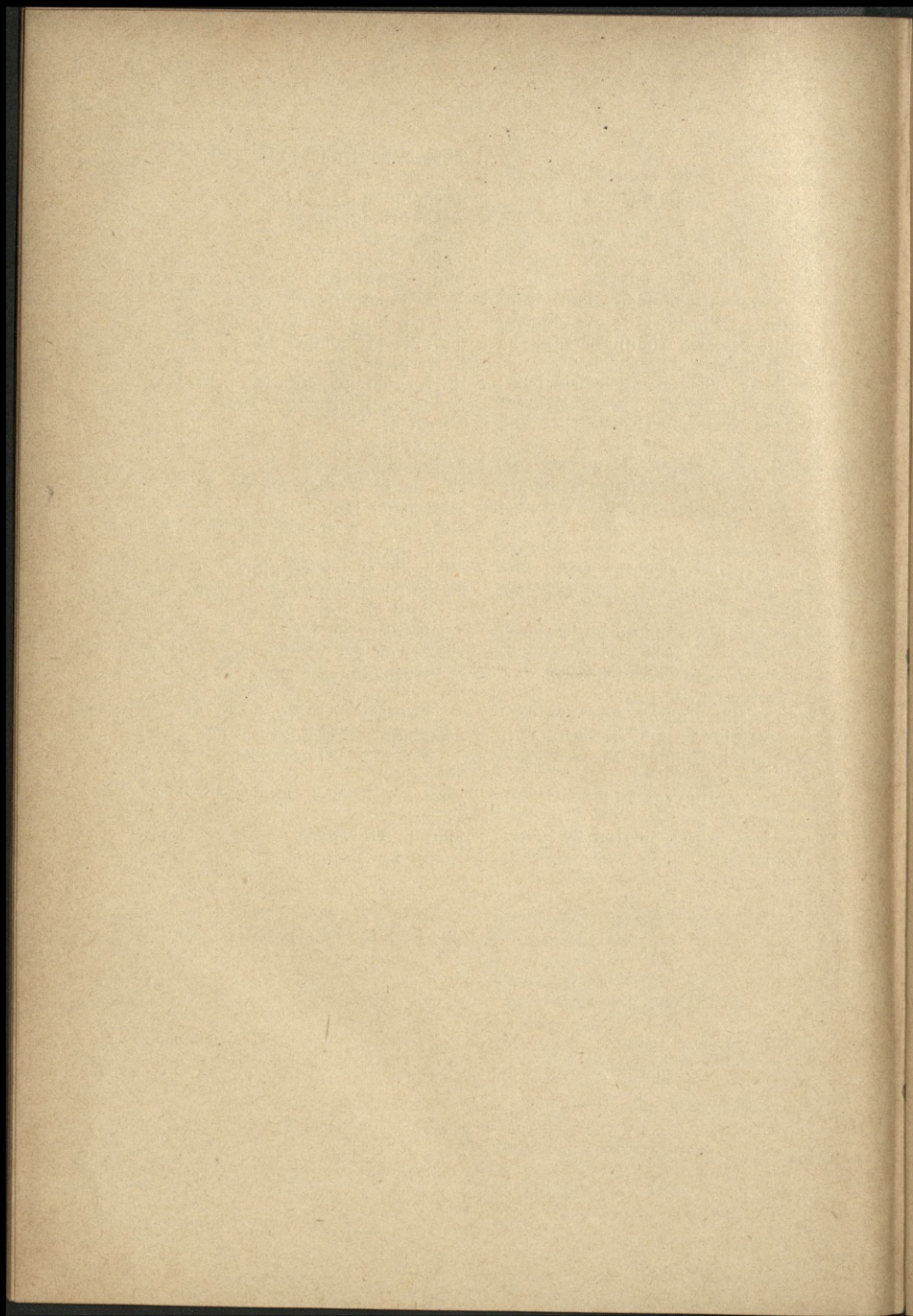
- Ägypten 37, 167, 175; Ägypter 173, 182, 184, 185, 187.
 Amona (Laibach) 70.
 Aesculap 34, 132, 143, 144.
 Afrika 39 ff.; 103, 157, 163, 188, 189;
 Latifundien dortselbst 40, 161 f.;
 Veuund der Afrifaner 53.
 agri decumates 69.
 Aguntum 70.
 Alexandria 35, 36, 77, 150, 159, 173, 175, 182.
 Ancona 8.
 Anchyra 186.
 Annona von Byzanz 175, 176, 182;
 von Rom, göttliche Verehrung
 derselben 120.
 Antiochia 150, 180, 183.
 Antoninus Pius 101, 123, 171.
 Anubis 120, 121, 142.
 Apoll, der feltifche 117.
 Apollonius von Tyana 131 ff.
 Apollotempel in Pompei 12.
 Apulum (Karlsburg) 113.
 Aquae Mattiacae (Wiesbaden) 68.
 Aquincum (Ofen) 114.
 Araufio 57, 58.
 Arclate (Arles) 59, 61.
 Ariminum 8.
 Aristoteles, Ueberfetzungen deffelben
 ins Syrifche 184; ins Arabifche 185.
 Armeeeorps, Verteilung derfelben im
 Reiche 76 f.
 Arsinoe, Papyrusfunde dafelbst 182.
 Artillerie, römifche 92.
 Ärzte, beim Militär 98; ärztliche
 Recepte 184; focialiftifch gefinnter
 Arzt 166.
 Afien 167, 175.
 Affentierungskommissionen 80.
 Aftarte 40, 42.
 Atefte (Este) 108.
 Athen 150, 156, 159, 170, 172.
 Atrium 15.
 Atys 120, 136, 142.
 Augusta Emerita (Merida) 46 ff.
 — Praetoria (Vofta) 8.
 — Taurinorum (Turin) 8.
 — Trevirorum (Trier) 64 f.
 — Vindelicorum (Augsburg) 70.
 Auxiliartuppen 78, 94, 111.
 Baaleult 42, 118, fiefie Sol.
 Bätis, Fluß 45.
 Bagauden 165, 166.
 Banquier in Pompei 29 f.
 Basilea (Bafel) 68.
 Basilica in Pompei 23.
 Bauern, Rechtsverhältnisse derfelben
 161, 163 f., 189; Bauernauf-
 ftände 165.
 Bauten der römifchen Soldaten 97 f.
 Beinftienen 87, 104, 118.
 Bemalung der Statuen 23; der Wände
 in Pompei 18.
 Berbern 39.
 Bergwerksbetrieb in Spanien 51; in
 Britannien 67 f.; in Dacien 71;
 Centurionen als Bergwerksdirek-
 toren 86.
 Berytus, Rechtifchule dafelbst 37.
 Bibelüberfetzungen 184.
 Bithynien 179 f.
 Bonna (Bonn) 68, 84.
 Bracarauugsto (Braga) 49.
 Brigetio (bei Komorn) 114.

Britannien 67 f.
 Brunnen in Pompei 23.
 Byzanz 173 ff.
 Cadaver der Pompeianer; Gipsab-
 güsse derselben 32 f.
 Camulodunum (Colchester) 67.
 Canabae 105 f.
 Carnuntum 104, 114.
 Carthago 40, 41 f., 77.
 Castra als Ortsnamen in Britannien
 67.
 — vetera (Kanten) 68, 112.
 — Regina (Regensburg) 69, 114.
 Celeia (Billi) 70.
 Centurionen, Avancementsverhält-
 nisse derselben 78, 84; der Reb-
 stock derselben 83, 84 f., 88, 104;
 Pensionsberechtigung 85; Ad-
 ministrativorgan 85.
 Chalkedon 173, 175.
 Christen 143 ff.
 Cingulum 87.
 Circa (Constantine) 44 f.
 Colchester (colonia und castrum) zur
 Bildung des Namens verwendet 67.
 Colonia Agrippina 68; Veneria
 Cornelia (Pompei) 12.
 compluvium 16.
 Corduba 46.
 Cybele 142.
 Cynifer 127.
 Cypern 90.
 Dacien 70, 77, 103.
 Dalmatien 71, 187.
 Darwin, Ch., über die Thätigkeit der
 Würmer 6.
 Decorationen der Häuser 18; mili-
 tärische 83, 88, 89.
 Diocletian 71 ff., 169, 172 174, 176,
 179, 187.
 dipinti in Pompei 13 f.
 Dolche 118.
 Donative 81 f.
 Druidentum in Gallien 62 f.
 douviri iure dicundo 13.
 Eboracum 67, 112.
 Eboracum 67, 112.
 Ehelosigkeit, überhandnehmende 159 f.
 Epictet, Philosoph 159, 170.
 Epicuräer 127, 129.
 Eugenius, Ufurpator 152, 156.

Exercierübungen 87; Reglement 96.
 Faun, trunkener 22 f.
 Flotte, seit Augustus 77.
 Gades 45.
 Galatien 180, 186.
 Galenus 184, 185.
 Gallien 56; Charakteristik der Gallier
 54 f.
 Garde 77; der Gardekommandant
 zugleich Kriegsminister 79; aus
 Italien rekrutiert 79.
 Gauverfassung in Gallien 61; in
 Ägypten 161; in Nätien 162 f.
 Graffiti 23 ff.
 Hadrian, Kaiser 170 f.
 Haus, römisches 15 ff.
 Hecate 141, 143.
 Heraclius, Kaiser 175, 186 f.
 Herculaneum 3, 10 f.
 Hispaliß 46.
 Iherer 45, 49, 50.
 Jerusalem 180.
 Ilium 173.
 impluvium 15, 23.
 Indien 132 f.; Inder 148; Indien-
 handel 167.
 Ißis 142.
 Italien 169, 189, 190.
 Iucundus, L. Cäcilius 29 f.
 Juden 35, 143 f., 145.
 Julian, Kaiser 150 ff., 152.
 Jupiter, Taranis 117; Dolichenus
 118, 119, 125.
 Justinian, Kaiser 177, 178, 187, 188.
 Konstantin, Kaiser 134, 136, 149,
 176, 177.
 Konstantinopel s. Byzanz.
 Kopten 185.
 Koptische Sprache 184.
 Lager als passagere Befestigung 87;
 zu Lambäsiß 104; Lagerarbeiten
 95 f.; Winterlager 95; Lagerleben
 103 ff.; Lagerfinder 108 ff.; Lager-
 städte 112 f.
 Lambäsiß 103 f.
 Landtage von Gallien 62 f.; in Tar-
 raco 49; in Dacien 70.
 Laren, ihnen die Straßenecken ge-
 heiligt 15.
 Larenheiligtum, in Pompei geün-
 den 33.

- Lauriacum (Vorch) 114.
 Lazarete 97.
 Legion, die strategische Einheit des römischen Heeres 78; Einteilung derselben 78; Zahl derselben 78; Rüstung von Legionen 79, 105; Dauer des Dienstes 81, 106; Sold der Legionare 81; Bewaffnung 90.
 Legenden, christliche 153.
 Liebesgötter 20.
 Londinium (London) 67.
 Lucian von Samosata 145, 172.
 Lugudunum 61 f., 77.
 Lunusfult 120, 132.
 Supercalien, Abschaffung derselben 156.
 Lusitanien 46.
 Lutetia Parisiorum 61.
 Malevei, antike 32.
 Mami, Seftenstifter 133 f.
 Marc Aurel, Kaiser 46, 79, 126, 128, 159, 171, 172.
 Massilia 56, 58, 59.
 Maximianus, Kaiser 69, 165.
 Mediolanum 8.
 Medicinische Studien 184, 285.
 Militärärzte 97, 98.
 Militärgrenze, römische 101 ff., 114.
 Mithrasfult 64, 120, 121, 134 ff., 140.
 Müssen 71, 103.
 Moguntiacum (Mainz) 5, 68, 69, 113.
 Moloch 40, 42, 117.
 Mosaiken in Pompei 21.
 Moselgegend 65 ff.
 Moselwein 66.
 Mysterien 129.
 Nabarza, Beiname des Mithras 140.
 Narbo 57, 59; provincia Narbonensis 56.
 Nemausus 57, 59.
 Neuplatoniker 130 f.
 Nicomedia 174, 179.
 Noricum 70.
 Odisippo (Lissabon) 4.
 Orbis (Carré) 91.
 Orientalische Kulte 35.
 Orpheus Wandgemälde in Pompei 30 f.
 Ostria 136, 142.
 Ostische Sprache 11 f.
 Ostia 4 f.
 Palmyra 38.
 paludamentum 88.
 Pannonien 70, 103.
 Panzer der Legionen 87, 104, 118.
 Papyrusrollen aus Herculaneum 11; aus el Tajum 182.
 Paraden, militärische 89.
 Parther 133.
 Pergamum 178.
 Peregrinus Proteus 145 ff.
 peristylum 17.
 Pestfälle 159.
 Petovio (Pettau) 70.
 Pfahlgraben 102.
 Phallus, zur Abwendung des bösen Blickes angebracht 15.
 Philosophenschulen 129.
 pilum 90, 92.
 Plastische Werke in Pompei 41 f.
 Plato 129.
 Plotinus 130.
 Plutarch 172, 184.
 Pluto, Moloch, als solcher verehrt 117.
 Polytheismus, Wesen desselben 116; Zahl der Götter 123.
 Pompei 3, 10 ff.
 Porphyrius von Tyrus, Neuplatoniker 130.
 Portus 4.
 Prügelstrafe beim Militär 84 f.
 Probus, Kaiser 98, 168, 169.
 Punier 39 ff.
 Pythagoras 129, 131.
 Quintilius Varus, seine Niederlage im Teutoburger Walde 76, vgl. 79, 84, 90.
 Quittungen, römische 29 f.
 Rätien 70, 162.
 Ravenna 8, 77.
 Rekrutierung 79 ff.
 Rhetorenschulen, gallische 55.
 Rhodus 179.
 Rom 150; der römische Senat 150 f. 189; Gegensatz zwischen Rom und Konstantinopel 188, 190; römisches Recht 192; römische Reichssprache 37.
 Romäer 186, 188.
 Romanen 188 ff.
 Rumänen 191.

- Sagum 88.
 Salomon, Urteil desselben, Wandgemälde in Pompei 34 f.
 Salonä 187.
 Sardica (Sophia) 173, 175.
 Sarmizegetusa 70, 99.
 Sasaniden in Persien 133.
 Saturnus, mit Moloch (Baal) identifiziert 40, 42, 118; als Saatengott bei den Ananern 143.
 Schenk mädchen 27.
 Schild 87; Verzierung desselben 89; Schildbuckel 89, 113.
 Seelenwanderung 129.
 Selenia 180.
 Septimius Severus 38, 39, 89, 101, 105, 110, 174; seine Gemahlin Julia Donna 131.
 Serapis 142.
 Sirmium 70.
 Slaven, in Griechenland 187.
 Sol, Gott 37, 39, 117, 118, 132, 144.
 Soldatenehen 107 f.
 Spanien 45; Leumund der Spanier 53 f.
 Sparsassen der Soldaten 82.
 Stabsoffiziere 84 f.
 Standartenräger 82, 88.
 Syrische Sprache und Litteratur 184 ff.
 tabernae in Pompei 14.
 tablinum 16, 29, 30.
 Tadmor (Palmyra) 38.
 Tarraco (Tarragona) 49.
 Techniker, militärische 98 ff.
 testudo 91.
 Teurnia 70.
 Theodosius (Kaiser) 152, 165; Theodosius II. 177.
 Thessalonich 173, 174.
 Thyssrus 42, 43, 163.
 Toletum 49.
 Tolosa 59.
 Traian, Kaiser 77, 93, 99, 102, 164; Traianssäule 77, 96, 98, 99.
 Trier s. Augusta Trevirorum.
 Trottoir in Pompei 14.
 Uniform 84, 88.
 Unsterblichkeitsglaube 128 f., 144, 147.
 Valerian, Kaiser 105, 133.
 Velesia 4.
 vestibulum 15.
 Vetus 3 f., 10 f.
 Vienna in Gallien 58, 60, 71.
 Vindobona (Wien) 114.
 Vipascum, Bergwerksdistrikt in Lusitanien 51.
 Virunum (bei Klagenfurt) 70.
 Volubilis, römische Kolonie im heutigen Marocco 45.
 Wachstafeln 29 f., 71.
 Wälle, an der Reichsgrenze 101 ff.
 Wandgemälde in Pompei 18 ff., 31 f.
 Weine, gallische 64; Besubwein 11; Weinlese 43; Moselwein 68.
 Weinbau in Britannien 68; durch Soldaten gefördert 98.
 Wirte 26.
 Xanten s. castra vetera.
 Xystos 17.
 Xort s. Eboracum.
 Ziegel der Legionen 97.



Verzeichnis der Abbildungen.

* Titelbild: römischer Legionar.

Fig.	1.	Seite	9.	Das herculanische Thor zu Pompei.
"	2.	"	13.	Stadtmauern von Pompei.
*	"	3.	14.	Straße in Pompei.
"	4.	"	15.	Ein Stuhl.
"	5.	"	15.	Ein Tisch.
"	6.	"	16.	Atrium eines römischen Hauses.
"	7.	"	17.	Peristylum eines Hauses in Pompei.
"	8.	"	18.	Ein Feldfessel.
"	9.	"	18.	Ein Kandelaber.
"	10.	"	18.	Ein Stuhl.
†	"	11.	22.	Trumener Faun.
"	"	12.	28.	Ein Ruhebett.
*	"	13.	30.	Quittungswachstafel, gefunden in Pompei 1875.
†	"	14.	31.	Pompejaner, gefunden im Februar 1883.
*	"	15.	38.	Ruinen von Palmyra.
"	"	16.	44.	Amphitheater von Thysbrus in Africa.
*	"	17.	45.	Ruinen eines römischen Aquäduces bei Konstantine in Algerien.
"	"	18.	47.	Die römische Brücke zu Alcantara in Spanien.
*	"	19.	48.	Römische Ruinen bei Merida in Spanien.
*	"	20.	50.	Aquädukt bei Tarragona in Spanien.
*	"	21.	52.	Römische Wasserleitung bei Segovia in Spanien.
*	"	22.	56.	Römische Ruinen bei Tréjus (Forum Julii).
"	"	23.	57.	Römischer Tempel zu Nemausus (Nîmes).
*	"	24.	58.	Ehrenbogen von Arausio in Gallien.
*	"	25.	60.	Tempel des Augustus und der Livia zu Wienne in Gallien.
"	"	26.	65.	Darbringung von Naturalabgaben. (Von einem Arloner Monumente.)
⊗	"	27.	66.	Von einem Monumente der Moselgegend.
⊙	"	28.	69.	Mainz und Kastell auf einem Medaillon des Kaisers Maximian.
○	"	29.	72.	Die „porta aurea“ am Palast des Diocletian.
○	"	30.	73.	Palast des Diocletian.
⊗	"	31.	82.	Standartenträger.
⊗	"	32.	83.	Der Centurio Marcus Caelius (mit militärischen Dekorationen).
⊗	"	33.	88.	Römischer Centurio (mit Orden und dem Rebenstock).
⊗	"	34.	89.	Standartenträger.
⊗	"	35.	90.	Legionsoldat.
"	"	36.	91.	a einfache, b doppelte Schildkröte.
"	"	37.	81.	Römischer Belagerungsturm.
*	"	38.	92.	Kaiser Traian, Belohnungen an die Soldaten austeilend. (Traianssäule.)
⊗	"	39.	94.	Reiter einer Auxiliartruppe.
"	"	40.	99.	Soldaten bei der Lagerarbeit. (Traianssäule.)
"	"	41.	97.	Legionare, Gebäck eskortierend. (Von der Antoninsäule.)
*	"	42.	98.	Römischer Militärarzt (Traianssäule.)
*	"	43.	99.	Kaiser Trajan vor Sarmizegetusa (Traianssäule.)
	"	44.	101.	Grabstein eines Centurio aus Carnuntum.

- 8 Fig. 45. Seite 111. Standartenträger einer Auguricohorte.
 " 46. " 113. Römischer Schildbuckel, gefunden 1855 zu Halmagy in Siebenbürgen.
 " 47. " 117. Taranis der gallische Donnergott. (Aus H. Gaidoz, Esquisse de la religion des Gaulois. Paris 1879.)
 " 48. " 119. Der Jupiter von Dolische. (Aus Sitzungsber. der Wiener Academie, phil.-histor. Kl., Bb. XIII.)
 " 49. " 121. Adler (mit dem Gesichte eines Gottes) auf einem Widdeckopf. (Schriftlicher Kult.) (Aus Sitzungsber. der Wiener Akademie, phil.-hist. Kl. Bb. XII.)
 " 50. " 122. Jupiter Serapis. (Aus Revue archéologique 1876.)
 " 51. " 123. Apotheose des Kaisers Antoninus Pius und seiner Gattin Faustina. (Antoninssäule.)
 " 52. " 125. Relieftafel zu Ehren des Jupiter Dolichenus, gefunden 1815 zu Edmööb in Ungarn.
 " 53. " 132. Zum Sol- und Lunakult gehörig. (Aus Rom herrührend.) (Gerhards Archäologische Zeitung 1854.)
 " 54. " 135. Brygischer Sonnengott. (Aus der archäologischen Zeitung, 1854.)
 " 55. " 137. Mithras, gefunden 1874 am Esquilin in Rom. (Aus Bullettino della commissione archeologica municipale. Roma 1874.)
 " 56. " 138. Mithras. (Aus den Jahrbüchern des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinlande 1869.)
 * " 57. " 140. Cybele.
 " 58. " 141. Hecate.
 * " 59. " 144. Esculap und seine Incarnation als Schlange (Glycon).
 " 60. " 152. Kaiser Julian.
 " 61. " 155. Die Verehrung Christi durch die Magier. Von einem Sarkophage der Katalomben. (Aus Krauß, Roma sotterranea.)
 * " 62. " 164. Kaiser Traian.
 " 63. " 168. Kaiser Claudius (Gothicus).
 " 64. " 168. Kaiser Probus.
 " 65. " 170. Kaiser Hadrian.
 * " 66. " 171. Antoninus Pius.
 " 67. " 172. Diocletian.
 " 68. " 174. Septimius Severus.
 " 69. " 176. Kaiser Konstantin.
 " 70. " 178. Burgkrone von Pergamon. (Aus „die Ergebnisse der Ausgrabungen zu Pergamon. 1880—1881.)
 " 71. " 181. Das Athenaheligtum zu Pergamon (rekonstruiert). (Aus „die Ergebnisse der Ausgrabungen zu Pergamon“.)
 " 72. " 186. Tempel der Roma und des Augustus in Galatien (rekonstruiert). Aus Perrot, Exploration archéologique de la Galatie et de la Bithynie.

* Nach Duruy, Histoire des Romains.

† Aus der Illustrazione Italiana.

‡ Aus der Westdeutschen Zeitschrift.

§ Nach Fröhner, Les Medaillons de l'Empire Romain.

o Aus Tour du Monde.

g Nach Lindenschmits Tracht und Bewaffnung des römischen Heeres.

|| Nach den „Archäologisch-epigraphischen Mittheilungen aus Oesterreich.“

Im folgenden geben wir die Grundzüge der Einteilung und die Aufstellung der Thematika nach einem vorläufigen Plane, der indes auf wohl-motivierten Wunsch der Autoren, sowie für den Fall, daß das Interesse des Publikums eine weiter gehende Detaillierung erwünscht erscheinen läßt, noch mannigfache Veränderungen, Erweiterungen und Ausfüllungen erfahren kann.

Naturwissenschaften.

Astronomie: Erde u. Mond. — Die Sonne, Planeten, Satelliten. — Kometen, Sternschnuppen, Meteor Schwärme, Feuerfugeln etc. — Astrognosie und die Fixstern-Astronomie.

Geologie, Geognosie u. Bergwesen: Die Erde als Weltkörper, das Relief der Erde, ihr Inneres, ihre Entstehung. — Die Niveauveränderungen der Erde. — Die Gebirge, ihr Bau und ihre Entstehung. — Die Erdbeben u. der Vulkanismus der Erde. — Die an der Veränderung der Erdoberfläche thätigen Kräfte (Quellen, Flüsse, Eisströme etc.), Ablagerung der Zerstörungsprodukte, Mitwirkung tierischen u. pflanzlichen Lebens. — Die Versteinerungen. „Leitfossilien“. — Die verschiedenen sedimentären Formationen. — Geologie von Osterreich-Ungarn, Deutschland, England, Frankreich, Amerika. — Die Geologie und ihr Verhältnis zu den übrigen Wissenschaften. — Die Geschichte der Geologie. — Der Ozean u. die Binnenmeere. — Die nutzbaren Mineralien u. ihre Gewinnung (Übersicht des Bergbaues). — Die fossilen Brennstoffe (Torf, Braunkohle, Steinkohle, Anthracit u. Kohlenbergbau).

Physik, Chemie u. Meteorologie: Das Wesen der Körper (Gase, Flüssigkeiten, feste Körper, Krystalle u. die Gesetze der Bewegung, Massenanziehung, Bewegung). — Die Welt der Atome (Bau u. Wesen des Stoffs, Kohäsion, Adhäsion, chemische Anziehung). — Die Luft (Natur u. Eigenschaften der Luft, die Atmosphäre, Luftdruck, Windströmungen, Principien der Ventilation, Luftschiffahrt), die Luft im Dienste der Technik (pneumatische Apparate, Luftpumpen, atmosphärische Eisenbahnen). — Das Wasser (Eigenschaften, Quellen, Bäche, Flüsse, Nebel, Thau, Regen, Schnee, Hagel, Gletscher, künstliches Eis). — Beleuchtungsstoffe. — Das Eisen (Eisenerze, Geschichte der Gewinnung des Eisens, Eisenhüttenwesen, Verarbeitung des Eisens, Stahl). — Die edlen Metalle (Quecksilber, Silber, Gold, Platin u. a., Gewinnung u. Verwendung). — Die unedlen Metalle (Kupfer, Wismut, Cadmium, Blei, Zinn, Zink, Antimon, Arsen, Kobalt, Nickel, Mangan, Aluminium etc.). — Das Glas (Geschichte, Eigenschaften, Fabrication, Verwendung, Hartglas, optische Gläser, künstliche Edelsteine). — Thon u. Porzellan (das Ganze der Keramik). — Die Nichtmetalle (Schwefel, Phosphor, Selen, Tellur, Chlor, Jod, Brom, Fluor, Sauerstoff, Wasserstoff, Stickstoff, Niesel, Kohlenstoff). — Salze u. Säuren (Inbegriff der chemischen Fabrication, Salinenwesen, Soda, Schwefelsäure etc.). — Die natürlichen und künstlichen Farbstoffe (Pflanzenfarbstoffe, tierische Farbstoffe, Mineralsalzen, Tonerden und Überbild über das Wesen der Färberei). — Die Produkte der Gährung (Wein, Bier, Brauntwein, Essig, dann Fäulnis und Verwesung). — Die Chemie des täglichen Lebens (Chemie der Ernährung, Nahrungsmittel, ihre Wahl u. Zubereitung). — Pflanzen u. Tierstoffe im Dienste des Kulturlebens (Faserstoffe, Gewebe, Zeug und ihre Verarbeitung, tierische Häute, Leder, Fette u. Ole und ihre Verwertung). — Elektrizität u. Magnetismus im Dienste des Verkehrs (Telegraphie, Telephonie, elektrische Eisenbahnen). — Das elektrische Licht. — Wärme u. Licht (das Theoretische über Licht u. Wärme als Bewegungsercheinungen u. ihre praktische Bedeutung). — Photographie u. Lichtdruck (das Gesamte über die chemischen Wirkungen des Lichtes). — Das Reich der Töne (der Schall u. seine Gesetze, musikalische Instrumente). — Die Witterungskunde.

Zoologie. Systematik. Reich der Protisten, Protoplasma, Schwämme, Protozoen. — Quallen, Radiata. — Arthropoda: Krustazee, Arachnida, Insekten. — Mollusken. — Fische. — Amphibien. — Vögel. — Mamalia. — Fauna von Deutschland. — Wichtigste Tiere der Polarländer. — Wichtigste Tiere der tropischen Länder. — Entstehung der Varietäten *z.* — Systeme. — Morphologie u. Physiologie: Entwicklungs-Geschichte, Funktionen der körperlichen Organe mit Rücksicht auf den Menschen, Stoffwechsel, Lebensbedingungen, natürliches Ende. — Bedeutung der einzelnen Organe, Homologie, Generationswechsel, Ammenzustände, Wassen und Schutzmittel. — Allgemeines: Tiere der Vorwelt. — Entwicklung der jetzigen Fauna aus der früheren. — Tiergeographie. — Tierkunde der Alten und Entwicklung bis zur neuesten Zeit. — Wohnungen, Lebensweise der Tiere. — Das Tierreich im Verhältnis zum Menschen u. den andern Naturreichen. — Der Mensch.

Botanik. Systematik. Grenzen der Tier- u. Pflanzenwelt, Reich der Protisten, Pilze, Algen, Flechten, Moose; Beschreibung und Vorkommen der wichtigsten. — Gefäßpflanzen, systematische Beschreibung, Vorkommen der wichtigsten Pflanzen. — Nupfpflanzen der gemäßigten, kalten u. heißen Zone. — Flora von Deutschland u. Deutschösterreich. — Entstehung der Varietäten, Akklimation neuer Eigenschaften, Ausbildung der Varietäten, Anpassen der morphol. Verhältnisse an die Lebensbedingungen, Varietät, Rasse, Art, Gattung, Familie, Klasse, Ordnung, Systeme. — Morphologie u. Physiologie: Erste Zustände organisierter Gebilde. Pflanzennahrung u. Aufnahme derselben, Stoffwechsel, Lebensbedingungen, Schutzmittel, Alter, Feinde, natürliches Ende. — Wie wächst die Pflanze. — Wie bildet die Pflanze Blüte, Frucht, Blätter *z.* — Vermehrung, Fortpflanzung, Sporenpflanzen, Samenpflanzen, Generationswechsel. — Allgemeines: Pflanzen der Vorwelt. — Entwicklung unserer jetzigen Flora. — Pflanzengeographie. — Pflanzenkunde der ältesten Zeit in ihrer Entwicklung bis zur Gegenwart. — Das Pflanzenreich im Verhältnis zum Menschen u. zu den andern Naturreichen

Medizin. Gesundheitslehre. — Anatomie und Physiologie (Grundzüge).

Historische Wissenschaften.

Geschichte. Ägypten. — Assyrien. Medien. — Persien. — Griechenland. — Rom. — Alexander d. Gr. — Cäsar. — Mittelalter: Byzantinisches (Byzantinisches) Reich. — Deutschland bis zur Reformation. — Frankreich. — England. — Kreuzzüge. — Kämpfe der Christen u. Muhamedaner. — Italien. — Neuzeit: Portugal u. Spanien (rückgreifend). — Frankreich. — England. — Holland. — Deutschland. — Polen. — Rußland. — Scandinavien. — Osmanisches Reich. — Dreißigjähriger Krieg. — Siebenjähriger Krieg. — Luther. — Gustav Adolf. — Waldstein. — Friedrich d. Gr. — Kaiser Josef. — Napoleon. — Cromwell u. *m. A.* — Französische Revolution. — Gegenwart (XIX. Jahrh.): Preußen. — Deutschland. — Frankreich. — Rußland. — England. — Schweiz (rückgreifend). — Scandinavien. — Italien. — Vereinigte Staaten (rückgreifend). — Balkan-Halbinsel (christlich). — Ostindien. — Süd- u. Mittel-Amerika. — Osmanisches Reich. — Persien, Afghanistan u. Turan. — Spanien u. Portugal. — Osterreich.

Länder. u. Völkerkunde. Europa: Portugal mit den Azoren. — Spanien. — Frankreich (Norden). — Frankreich (Süden). — England u. Schottland. — Irland. — Belgien. — Holland. — Schweiz. — Italien (Norden). — Italien (Süden). — Deutschland: Der Rhein von Worms an. Elsaß und Lothringen. Baden u. Württemberg. Baiern. Thüringen u. Hessen. Westfalen. Hannover, Oldenburg, Braunschweig, Sachsen. Brandenburg und Provinz

Sachsen. Schlesien. Ost- u. West-Preußen. Posen. Pommern u. Mecklenburg. Schleswig u. Holstein. — Skandinavien: Norwegen u. Dänemark. Schweden. u. Finnland. — Osterreich: Alpenländer. Niederösterreich. Böhmen. Mähren u. Schlesien. Galizien u. Bukowina. Istrien u. Dalmatien. Ungarn u. Kroatien. — Balkan-Halbinsel. — Rußland. — Polen. — Uien: Sibirien. — Russisches u. Inner-Asien. — Persien. — Klein-Asien. — Syrien, Arabien. — Afghanistan, Beludschistan. — Ost-Indien. — Hinter-Indien. — Archipel. — China mit Tibet. — Japan. — Australien: Der Australkontinent u. Tasmanien. — Die ozeanische Inselwelt. — Afrika: Marocco. — Algier u. Tunis. — Tripolis u. Inner-Afrika mit dem Schädsee. — Abyssinien, Galla, Somali, Madagaskar. — Senegal u. Westküste. — Südafrika. — Amerika: Englisch-Nordamerika u. die Vereinigten Staaten (a. Kanada u. die östlichen Staaten, b. die südlichen Staaten, c. der Westen u. Kalifornien). — Mexiko u. Mittelamerika. — Südamerika (Guiana u. Venezuela. Bolivia u. Peru. Chili. Argentinien. Brasilien). — Polarländer.

Kulturgeschichte: Ägypten. — Assyrien, Medien, Persien. — Indien. — Griechenland. — Rom. — China. — Japan. — Völkerwanderung. — Byzantinisches Reich. — Zeit Karl d. Gr. — Das Papsttum. — Entstehung u. Entwicklung der deutschen Städte. — Deutschland zur Zeit der Reformation. — Amerika (Urzustand, Kolonisation, Verfassung, Industrie, Sitten, Gebräuche). — Geschichte der Universitäten. — Frankreich unter Ludwig XIV. — England unter Elisabeth. — Spanien unter arabischer Herrschaft. — Blüte der Wissenschaften unter den Kalifen. — Entwicklung des deutschen u. nordischen Mythos. — Die Juden seit ihrer Zerstreuung. — Geschichte der Religionen. — Das XVIII. Jahrhundert. — Das XIX. Jahrhundert. — Die Welt der Slaven. — Geschichte der Erfindungen. — Der Welthandel. — Geschichte der Gewerbe. — Geschichte der Medizin. — Geschichte der Mathematik. — Geschichte des Socialismus. — Geschichte der Heeresbildung u. Kriegsführung. — Geschichte des Zeitungswesens. — Die Geschichte des Verkehrs. — Geschichte der Entdeckungen.

Philologie: Die Familie der Sprachen. — Geschichte der Schrift. — Die deutsche Sprache. — Die deutschen Mundarten. — Die germanischen Sprachen. — Die romanischen Sprachen. — Die slavischen Sprachen.

Jurisprudenz: Geschichte des Rechts. — Die wichtigsten strafrechtlichen Fragen unserer Zeit. — Geschichte der Verfassungen. — Der moderne Staat.

Nationalökonomie: Grundbegriffe. — Geschichte.

Philosophie: Geschichte. Griechische Philosophie. Die Systematiker bis Kant. Neuere Philosophie.) — Geschichte des Materialismus. — Grundzüge der Psychologie. — Grundzüge der Logik. — Entwicklung der Moral. — Geschichte der Pädagogik. (Für die weitere Folge sind Monographien über die hervorragendsten Philosophen in Aussicht genommen.)

Kunstgeschichte: Die Kunst u. die Künste. (Übersichtlich in der Entwicklung ihrer ästhetischen u. technischen Seite beleuchtet.) — Geschichte der Architektur. — Geschichte der Skulptur. — (Der Orient u. die Antike. Wiedergeburt. Michel Angelo. Neuzeit. Ausgrabungen.) — Geschichte der Malerei. (Einleitung. Altertum. Vorclassische Zeit. Klassische Zeit. Italien. Deutschland. Niederlande. Die Gegenwart.) — Geschichte der vielfältigsten Künste. — Geschichte des Kunstgewerbes. — Geschichte der Musik. — Geschichte der lyrischen und epischen Poesie. (Altertum. Mittelalter u. neuere Zeit. Gegenwart.) — Geschichte des Dramas. — Geschichte des Romans. — Geschichte des Theaters und der Schauspielkunst. — Geschichte der Oper. (Auch auf diesem Gebiete sind Monographien über die hervorragendsten Erscheinungen des gesamten Künstlerlebens und der Weltliteratur in Aussicht genommen.)



73998/

14